This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

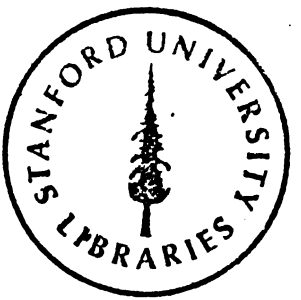
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

43/777/4


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Aloy's Blumauer's

sämmtliche Werke.

Achter Band.

Dritte Auflage.

Wien, 1809.

SPC

Prosaische Aufsätze

von

Aloy's Blumauer.

Dritte Auflage.

Wien, 1809.

Inhalt.

I.

Des Maurers Wort, eine Rede von Br. B***r. = = = = = = = S.

II.

Rede über den Charakter des Maurers von Br. B***r. = = = = = = = =

III.

Rede über die Leiden und Freuden des menschlichen Lebens von Br. B***r. = = = =

IV.

Ueber den Kosmopolitismus des Maurers, eine Rede von Br. B***r. = = = = =

V.

Versuch einer Geschichte der alten Ritterschaft, in Bezug auf die Freymaurerey. Ein Fragment von Br. B***r. = = = = = =

Inhalt.

VI.

Erste Spuren der Ritterschaft und festgesetzte Epoche derselben = = = = = S. 37

VII.

Erziehung der Ritter. Edelknabenstand und Knappenstufe = = = = = = = = 65

VIII.

Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Literatur von Blumauer = = = 98

Prosaische Aufsätze.

I.

Des Maurers Wort,

eine Rede

von

Br. B***r.

Aus dem Journal für Freymaurer, erſten Jahrgangs erſtes Vierteljahr.

Das Wort des Maurers iſt kurz, wahr, und heilig wie ein Schwur. An dieſen drey Eigenſchaften, meine Brüder, erkennt man die Rede des Maurers, eh noch Zeichen, Wort, oder Griff ihn ankündigen. Sie liegen in dem Weſen des Charakters, den er trägt, ſie ſind die Beweiſe ſeines höhern Seelenadels, die Documente ſeiner Redlichkeit, die Grundpfeiler des Vertrauens ſeiner Brüder, — und der Gegenſtand unſerer heutigen Betrachtung.

Das Wort des Maurers ist kurz. Er ist im Umgange weder ein Vielsprecher, noch Schönsprecher. Seine Rede ist gediegen Gold, schwer an Inhalt; seine Worte sind echte, gute, gangbare Münze; ist es ein Wunder, wenn er damit Haus hält? Der Mann, dessen Rede ohne Gehalt ist, dessen Worte Eyerschalen sind, aus denen der Inhalt herausgeblasen ist, hat nicht Ursache damit zu kargen; er muß verschwenderisch in Worten seyn, um ihren Mangel an Gewicht durch die Anzahl zu ersetzen. Und was kostet ihm auch das Bischen gepreßte Luft aus seiner Luftröhre, das als Seifenblase aus seinem Munde fährt, und an dem nächsten Ohre zerpuft? Der Maurer ist auch kein Schönsprecher. Seine Rede ist nackt, wie seine Seele, offen und durchsichtig, wie sein Herz, schlicht und gerade, wie er selbst. Seine Gedanken sind nicht lichtscheu, was sollt' er sie mit Nebel umhüllen; seine Absichten nicht schwarz, — was sollte er sie übertünchen? Seine Empfindungen empfunden, — was sollt' er Komödie damit spielen? Der Heuchler, dessen Seele mit seinen Worten immer im umgekehrten Verhältniß steht, zieht um seine Gedan-

danken einen Dunſtkreis, der den Blick des Forſchenden auffängt; ſeine Abſichten ſind Eulen, die nur bey Nacht fliegen, und ſeine Empfindungen das Wetterleuchten der Kunſt. Iſt es nun ein Wunder, wenn er ſeine Worte ſchminkt und aufputzt, wenn ſeine Rede einhergeht, wie die Schlange in hundertfältigen Krümmungen, und ſich wie dieſe bey eines Menſchen Anblick in einen unauflöslichen Knoten zuſammen ſchlingt? — Der Maurer hat gelernt, mit Nachdenken zu ſprechen, kann er da ſchwatzen? Er kennt den engen Raum, der alle menſchlichen Kenntniſſe umſchließt, kann er ſich da einfallen laſſen, über alles in einem entſcheidenden Tone zu ſprechen? Er iſt an Behutſamkeit und Vorſicht gewöhnt, wird er da ſeiner Zunge nicht Wächter ſtellen? Er iſt ein Mann im edelſten Sinne des Wortes, wird er da plappern, wie ein Kind? und endlich hat er ſchweigen gelernt, ſchweigen, wie die Mauern ſeines Tempels; wird er da je zum Sklaven ſeiner Zunge werden? Ja, meine Brüder! das Wort des Maurers ſtirbt auf der Zunge, ſobald die Pflicht ihm den Mund ſperrt; aber es würde, wenn er

auch ſprechen darf, lieber ſterben, eh es in Geſtalt einer Lüge ſeine Lippen entehrte; denn

Des Maurers Wort iſt wahr! Der Maurer liebt die Wahrheit, ihr widmet er ſein ganzes Leben, ihr huldiget er bey ſeinem Eintritt in den Orden, ihre Pfade ſind es, auf denen er wandelt, ihr himmliſches Licht iſt es, zu dem er über alle Felſengebirge der Wiſſenſchaften hinanklimmt; ſie iſt es, der er ſich mit der Sehnſucht eines Liebenden ſtuffenweis nähert, ſie iſt es, von der er jeden Strahl, den ſie ihm zuwirft, mit gieriger Seele auffängt, ſie iſt es, in deren näherem, ungehindertem Anſchauen er ſeine ganze Glückſeligkeit ſetzt: und ſeine Worte ſollten nicht der Abglanz einer wahrheitliebenden Seele ſeyn? Seine Seele ſollte nicht gerade ſeyn, wie der Lichtſtrahl ſeiner Göttinn, nicht rein, hell und unbenebelt, wie ihr Antlitz? Seine Worte ſollten die Gedanken ſeiner Seele nicht eben ſo getreu abmahlen, als der zurückprallende Lichtſtrahl den Gegenſtand in dem Auge des Sehers? Seine Seele, die nur nach Klarheit ſtrebt, ſoll ſchwarze Lügen brüten, und die Wahrheit morden? Und warum ſoll jedes ſeiner Worte nicht wahr ſeyn?

Nennt er nicht die, mit denen er spricht, Brüder? Darf er fürchten, daß sein Wort in ihrer Seele Gift wider ihn werde? Weiß er nicht, daß das Geheimniß der Maurerey, und das dem Bruder anvertraute Wort einerley Siegel habe? Bürgt das Grundgesetz einer allgemeinen Gleichheit ihm nicht auch für das Recht der Freymüthigkeit? Hat er Ursache, seine Rede zu übergolden, und sein Wort auf den Zehen in das Ohr des Bruders gehen zu lassen? — Ja, meine Brüder, wenn der Maurer nicht wahr spricht, nicht wahr sprechen kann, so gibt es keine Wahrheit unter den Menschen.

Aber des Maurers Wort kann nicht wahr seyn, wenn es nicht auch heilig ist. Der Maurer spricht wahr, und hält auch, was er spricht. Sein Wort ist That und sein Ja Schwur. Jedes seiner Versprechen ist ein Wechselbrief an sein Herz, den es nie ableugnet, ausgestellt zu haben, und oft zahlt, eh der Termin verflossen ist. Sein Richter ist die Ehre, und sein Verdammungsurtheil wäre Tod — Tod in dem Zutrauen seiner Brüder, Tod in dem Vertrauen der ganzen Gesellschaft. Würde er wortbrüchig, so wä-

er ſein Wort bey den Brüdern das Wort eines Narren, ohne Kraft, Sinn und Bedeutung, ein leerer Schall, der im Ohre des Hörenden ſtirbt. Und warum ſoll der Maurer nicht Wort halten? Iſt er nicht Ritter? Trägt er allein dieſe Pflicht? Hält jeder Bruder, dem er ſein Wort gibt, es ihm nicht wieder? Werden ihm nicht für ein Wort, das er hält, tauſende gehalten? Gewiß, meine Brüder, ehe müſſen Rechtsſprüche, Eide und Namensunterſchriften ihre Kraft verlieren, ehe das Ehrenwort des Maurers unkräftig wird.

Worte ſind der Commentar zur Erkenntniß der menſchlichen Seele, bekannte Zahlen, aus denen ſich der unbekannte innere Werth des Menſchen ergibt; daher ſagt man zum Menſchen: Rede und du biſt! Sagt dieß dem Maurer, meine Brüder, und ihr werdet ihn an der Inhaltvollen Kürze ſeiner Rede, an der Wahrheit ſeiner Worte, und an der Heiligkeit ſeiner Verſprechen nie verkennen. Und ſo, wie des Maurers Wort, war der Inhalt meiner heutigen Rede — kurz, wahr, o möchte er euch, geliebte Brüder, auch heilig ſeyn!

II.

Rede

über den Charakter des Maurers

von

Br. B***r.

Aus dem Journal für Freymaurer, ersten Jahrgangs erstes Vierteljahr.

Kein Geschöpf ist so vieler Modificationen, so vieler Verschönerungen und Verunstaltungen, so einer Vervollkommnung und Herabwürdigung fähig, — als der Mensch. Jeder Stand, jede Lage drückt ihm ihre Formen ein, er ist an die Verhältnisse seines Standes gebunden, und wächst mit ihnen, wie die Rebe an ihrem Stabe — in gerader oder krummer Richtung empor. Der aufmerksame Beobachter wird diese Wahrheit auch durch den ehrwürdigen Orden der Freymaurerey bestätigt finden. Die Bildung, welche diese ehrwürdige Mutter ihren Söhnen gibt, ist zu sichtbar, als daß sie geläugnet werden könnte, und zu vortrefflich, als daß sie nicht unsere ganze Aufmerksamkeit verdiente. Sie gibt jedem ihrer Glie-

der einen eigenthümlichen Charakter, und in dieſem Charakter beſteht die ganze Würde des Maurers.

Ich darf mich kühn auf das Zeugniß eines jeden unſerer Brüder berufen, daß er nicht lange unter den bildenden Händen dieſer ehrwürdigen Mutter ſeyn konnte, ohne in ſeiner Art zu denken, zu empfinden und zu handeln einige Aenderung verſpürt zu haben. — Wie die Atmoſphäre auf den Körper wirkt, ſo wirkt der wohlthätige Geiſt des Ordens auf die Seele des Eingeweihten. Die Sphäre ſeines Geiſtes wird zuſehends weiter, die Beweggründe ſeiner Handlungen edler, und ſein Herz, das ſich vorher auf wenige Freunde einſchränken mußte, umfaßt nun eine Welt von Brüdern.

Man gibt die moraliſche Bildung des Menſchen für die erſte und unterſte Stufe der Freymaurerey, und gleichſam für den Reinigungsgrad des zu höhern Kenntniſſen beſtimmten Maurers an. In meinen Augen iſt dieß das Schönſte und Höchſte, was ſich weiſe Menſchen unter einander zum Ziele ihrer Arbeit machen können, und ich kenne unter allen möglichen Zwecken kei-

nen, der unſern Orden ehrwürdiger machen könnte, als der.

Das Alter, in welchem die Freymaurerey den Suchenden aufnimmt, iſt gewöhnlich der Zeitpunct, wo der Jüngling zum Mann reift, wo ſeine Begriffe anfangen, ſich an einander zu ketten, und die Richtſchnur ſeiner künftigen Art zu denken und zu handeln, das iſt, die Grundlage ſeines Charakters zu bilden, wo die Erfahrung ſeine Ideen berichtigt und ergänzt, wo ſein Geiſt die Vorurtheile ſeiner Jugend abſchüttelt und ſeine Leidenſchaften kälter zu werden beginnen. Dieſer Zeitpunct, der für ſein ganzes Leben entſcheidet, was für ein Menſch er ſeyn wird, iſt gefährlicher als die beſtändige Ebbe und Fluth ſeiner ganzen Jugend. Wie leicht erkältet da mit ſeinen Leidenſchaften — auch ſein Enthuſiasmus für Wahrheit und Tugend? Wie leicht geräth er bey einer nähern Beleuchtung des innern Gehalts der Dinge auf den Wahn, daß Ehre — Ein Vorurtheil, Tugend — ein Fantom, und Redlichkeit ein Kleid ſey, das man nur im Angeſichte der Menſchheit trägt? Geſetzt nun, er wanke ſchon in ſeinen Begriffen von Ehre und Tugend, ge-

ſetzt, er zweifle ſchon an dem Daſeyn wahrer innerer Größe des Menſchen, nun führt ihn die Freymaurerey in ihren Tempel. Da ſieht er eine Anzahl edler Menſchen der Tugend opfern, hört den Enthuſiasmus, mit welchem Männer von ausgebildetſtem Geiſte von Ehre ſprechen, ſieht Greiſe, denen das Wort Lüge das letzte Blut in die Wange treibt, ſieht alle dieſe Menſchen verſammelt im Verborgenen Gutes thun, um des einzigen Gedankens willen, — es gethan zu haben — ſieht es — und glaubt wieder an Ehre, Tugend, und Redlichkeit.

Und eben das iſt es, verehr. Br.! was den eigenthümlichen Charakter des Maurers ausmacht. Die vortrefflichen Grundſätze, welche die Freymaurerey ihren Zöglingen einprägt, die innige Verbindung ſo vieler Edlen, die alles Zweydeutige in irgend einem Charakter entweder ſich gleich macht, oder auswirft, die beſtändige Uebung im Wohlthun aus den edelſten Beweggründen, das iſt es, wodurch die Freymaurerey ihre Glieder vor Profanen kennbar macht. Sie geht ihre eigenen Wege in der Bildung des Maurers. Sie läßt ſeinen Geiſt frey walten im unermeßlichen

Gebiete des Wiſſens, aber ſie bannt ihn zugleich in den Kreis der Wahrheit; ſie nöthigt ihm keine gute Handlung ab, aber ſie will, daß, wenn er handelt, ſeine Beweggründe edel, und ſeine guten Thaten echtes Gold ſeyn, und in dieſem Verſtande, verehr. Br.! kann man mit Ruhm von der Maurerey ſagen, daß ſie Geiſter bannen und Gold machen lehre. Sie äußert ihre Wirkſamkeit vorzüglich da, wo das geſchriebene Geſetz nicht hinreicht. Sie baut ihre Vorſchriften auf das innere Gefühl des Wahren und Guten, und iſt gleichſam der Mittelpunct, in welchem ſich Religion und bürgerliche Geſetze die Hände bieten. Sie nennt keinen Gleißner fromm, und keinen Bürger, den nur Zwang an ſeine Pflicht bindet, tugendhaft. Noch mehr! In Fällen, wo das geſchriebene Geſetz Lücken läßt, oder durch willkührliche Deutungen zum Spinnengewebe gemacht werden kann, da vertritt ſie in dem Herzen des Maurers die Stelle des römiſchen Prätors, der Recht und Billigkeit handhabt, und nach ihrem Ausſpruche würde ein jeſuitiſcher Vorbehalt im Geiſte — eine Lüge, und die Gerechtſame eines ſterbenden Vaters ſein unerzogenes Kind mit dem

kargen Pflichttheil abzufertigen — unnatürliche Grausamkeit heißen.

Sie thut noch mehr! Sie bildet das Herz des Maurers zur Freundschaft — diesem einzigen Gute hienieden, das ein menschliches Leben ausdauert, und oft noch bis über die Grenze des Grabes hinausreicht. Sie lehret ihren Eingeweihten Verschwiegenheit und Treue, und läßt ihm dann unter einer Anzahl der besten Menschen die Wahl.

Durch die brüderliche Gleichheit ihrer Glieder bringt sie den Menschen der Menschheit näher, und da sie ihn aller oft nur drückenden Conventionswürden entkleidet, reducirt sie alle seine Ansprüche auf die einzigen wahren Vorzüge: — auf Weisheit und Tugend.

Selbst die Gesellschaft so vieler guten Menschen wird dem Maurer eine Schule aller geselligen Tugenden. Denn hier wirkt nicht der Soldat auf den Bürger, der Reiche auf den Aermern, der Große auf den Kleinen — hier wirkt der Mensch auf den Menschen und dieser gegenseitige wohlthätige Einfluß erzeuget Gefälligkeit, Wohlwollen, Bescheidenheit und Anstand in dem Betragen des Maurers.

Wenn wir nun, verehr. Br.! alle dieſe einzelnen wohlthätigen Strahlen jenes Lichts, das in unſerem Heiligthum leuchtet, in einen Brennpunct ſammeln, ſo finden wir, daß der ausgebildete Maurer auf der Stuffenleiter menſchlicher Größen den erſten Rang behaupte, daß er mit allen Zwecken der Menſchheit in vollkommenem Einklang ſtehe, daß er nothwendig der beſte Bürger, der treueſte Unterthan, der unbeſtechlichſte Richter, der redlichſte Freund, der beſte Vater ſeyn müſſe, weil er der beſte Menſch iſt: wir ſehen aber auch, daß die mühſame Pflege des innern Menſchen die eigentliche Arbeit des Maurers, und das Vermögen, ſich ſelbſt zu beherrſchen, das höchſte Aufgeboth ſeiner wahrhaft königlichen Kunſt ſey.

Und in dieſer innern Menſchengröße, verehr. Br.! liegt die wahre Würde des Maurers. Die Stuffen, die zu dieſer Größe hinanführen, ſind die eigentlichen Grade der Freymaurerey, und die Kunſt, den höchſten Gipfel derſelben zu erklimmen, iſt jenes große Geheimniß, das gewiß ſo lange unentdeckt bleiben wird, bis ein Maurer mit Hülfe derſelben dieſen Gipfel erſtiegen hat.

Aber wohl dem, meine Brüder! der gelitten hat, denn er weiß, warum er ſich freuet! Man ſagt etwas ſehr Unbeſtimmtes und Schiefes, wenn man ſagt: Leiden ſey die Würze der Freude. Das Leiden würzt die Freude nicht, es erzeugt Freude, es iſt das vorausgeſezte Bedingniß ihres Daſeyns: und kann die Würze das? — Freut ſich der liebende Sohn wohl ſeines Vaters, wenn er ihn Jahrweiſe ohne irgend eine Veränderung um ſich hat? Wird wohl ohne Anlaß ein Ausdruck der Freude an ihm ſichtbar? und muß man ihn, wenn man ſeinen Seelenzuſtand kennen will, nicht fragen, — ob er ſich freue? Aber er weine nur einen Tag am Bette ſeines zwiſchen Leben und Tod ſchwankenden Vaters, und er wird aufjubeln, wenn er ſich ihn wieder gegeben ſieht, und jeder Gedanke, jeder Rückblick auf die Scene ſeiner Leiden giebt ſeiner Seele einen neuen Genuß von unausſprechlicher Freude. So, meine Brüder! gattet ſich Wonne mit Schmerz, die wohlthätige Natur verband beyde, und wer das Leiden von uns nähme, der würde uns ſicher auch die Freude rauben.

Die

Die Phantaſie, meine Brüder! dieſe dem Anſchein nach ſo zweydeutige Gabe der Natur, die mit uns auf den Flügeln unſerer Wünſche ſo haſtig nach dem Ring der Freude rennt, und uns, wenn wir ihn gehaſcht haben, ſo ſchnell verläßt, dieſe Despotinn, die mit unſerm Herzen oft ſo grauſam Ball zu ſpielen ſcheint, die jede unbefriedigte Begierde unſerer Seele himmelan treibt, und die befriedigte höchſtens nur nah an der Erde fortkollert, dieſe eigenſinnige Zauberinn, dieſe ſo grauſamtreue Gefährtinn im Unglück, die ſo geſchäftig iſt, uns unſre Leiden mit allen Farben ihres Zauberpinſels auszumahlen, und die uns im Glücke ſo ſpröde thut, ſo unthätig wird, uns den Genuß der Freude zu erhöhen, dieſe Feindin unſerer Glückſeligkeit, die unaufhörlich Wünſche in uns erzeugt, deren Befriedigung ſie uns mit Eckel lohnt, wird doch für uns eben dadurch wohlthätig, wodurch ſie uns elend zu machen ſcheinet: ſie ſchärft mit dem Gefühle der Leiden auch unſer Gefühl für Freude, und macht uns das Vergnügen um ſo theurer, jemehr Leiden uns daſſelbe gekoſtet hat. Die Freude, meine Brüder, die uns nach langen Qualen

der Sehnſucht, nach vielen fehlgeſchlagenen Hofnungen, und hundert überſtandenen Kränkungen doch endlich zu Theil wird, gleich einem mit Schmerzen gebornen Kinde, das der Mutter um ſo viel lieber und theurer wird, jemehr Leiden ſie daſſelbe gekoſtet hat! Ohne Phantaſie, ohne dieſe Unruhe an dem Uhrwerke unſrer Seele würde unſer Leben einem unbeweglich ſtill ſtehenden Sumpfe gleichen, der keine Spur ſeines Daſeyns von ſich giebt, als den Geſtank, womit er ſich am Ende ſelbſt vergiftet. Und dieſer Zuſtand der Gleichgültigkeit, Unempfindlichkeit und Stumpfheit des Sinnes wäre gewiß ein weit größeres Uebel, als die immerwährende Ebbe und Flut des Wohls und Wehs auf dieſer Erde.

Und was gewinnt der ununterbrochen Glückliche? reizt ihn ein Gut mehr, an das er gewöhnt iſt, und läßt nicht der immer gleiche Genuß der Freude eine Leere in ſeinem Herzen zurück, die kein Gut der Welt auszufüllen vermag? Nagt nicht der in ſteter Ruhe brachliegende Geiſt am Ende an ſich ſelbſt, und ſind nicht gerade die in unſern Augen, glücklichſten Menſchen die größten Selbſtpeiniger? Giebt es nicht viele, die vor

lau-

lanter Glück unglücklich sind? Und warum quälen diese Leute, die von außen nichts quält, sich selbst? Scheint es nicht, daß ein geheimer Instinkt sie antreibe, sich durch Leiden für die Freuden empfänglicher zu machen, und scheinen sie's nicht, ohne sich's bewußt zu seyn, zu fühlen, daß man ohne zu leiden sich nicht freuen könne?

Also, meine Brüder! lassen sie uns immer damit zufrieden seyn, daß die Rosen auf Dornen wachsen, aber lassen Sie uns auch die Rosen dieses Lebens so brechen, daß sie uns nicht unter den Händen verwelken. Die Kunst, das Leben zu genießen, ist vielleicht schwerer, als die Kunst, unter der Last der Leiden nicht zu erliegen. Der natürliche Gegendruck, mit welchem die Seele jeder drückenden Last des Uebels entgegenarbeitet, scheint ihr bey dem Uebermaß der Freude versagt zu seyn, und es gehört mühsam erworbene Weisheit dazu, um sich nicht jeder, — zumal sinnlichen Lust trunken in die Arme zu werfen, und sich nicht der zerstörenden Wuth ihres unbändigen Muthwillens preis zu geben. Die Freude ist ein Weib, sie herrscht, wenn sie nicht gehorchet. Weh dem, der sich ihr blindlings über-

läßt! Sie ſchert den Simſon, der in ihrem Schooße ſchläft, zum Weichling, und zwingt ihn die Hefen zu trinken, die der Weiſe in ihrem Becher zurückläßt. Uebermaaß gebührt Rauſch und Ueberſättigung. Der Zecher trinkt nur einmal in ſeinem Leben, immer berauſcht, weiß er nicht, daß er trinket, und ſo hat er in dem erſten Rauſch auf Lebelang die Luſt des Trinkens vertrunken. Nicht ſo der Weiſe, meine Brüder! Er ſtürzt den Becher der Freude nie auf einen Zug aus, er ſpart heute, damit er morgen nicht darbe, und weiß, daß man durſten müſſe, um immer mit Luſt zu trinken. Alſo laſſen Sie uns, meine Brüder, mit dem Vergnügen haushalten, laſſen Sie uns an der Quelle der Freuden ſo ſchöpfen, daß ſie nicht eher, als mit unſerm Leben verſiegt, laſſen Sie uns zuweilen etwas verſagen, um uns öfter noch mehr zu erlauben, mit einem Worte, laſſen Sie uns Wenig genießen, damit wir Viel genießen mögen.

Da ſie aber heute Ihre angenehme Geſellenreiſe Hand in Hand geſchlungen machten, ſo erinnern Sie Sich, daß man die Freuden dieſer Welt nie in einem höhern Grade empfindet, als wenn man ſie Hand in Hand mit ſeinen Brüdern genießt.

IV.

Ueber den Kosmopolitismus des Maurers, eine Rede

von

Br. B * * * r.

Aus dem Journal für Freymaurer, zweyten Jahrgangs drittes Vierteljahr.

Groß und vielumfassend ist das Ziel des Maurers, weit der Wirkungskreis seines Geistes und Herzens, unabsehbar das Feld, worauf er arbeitet. Wie der Maurer das Licht erblickt, wird er der Wahrheit und Menschenliebe geboren; so weit also das Gebiet der Wahrheit ist, so groß ist die Heymath seines Geistes, und so weit die Grenze der lebenden Menschheit reicht, so groß ist das Vaterland seines Herzens. Es ist in dem ganzen All der Schöpfung kein Punct, der dem forschenden Geist des Maurers nicht Stoff zum Betrachten darböte; und es ist auf dem ganzen

Erdenrunde kein Fleckchen, wo sein liebendes Herz nicht einen Gegenstand seiner Wohlthätigkeit in einem Menschen — fände. Drum, meine Brüder! finden sich in jeder Zone des Erdbodens Maurer, und eben darum muß ein ächter Bruder dieses Bundes sowohl von Seiten des Geistes als des Herzens — ein Weltbürger seyn.

Wahrheit ist das Element des Maurers, das Ziel, zu dem sein Geist hinanstrebt, der Lichtquell, nach dem seine Seele durstet. Und dieß Element, worinnen er lebt, weht durch das All der Schöpfung. Ueberall, in der ganzen sichtbaren Natur, wächst der Baum des Erkenntnisses, worauf ihm Nahrung für seinen Geist und Labsal für seinen Durst nach Wahrheit entgegenwinkt. Da er weiß, daß diese Gabe des Himmels an keine Jahreszeit, an keinen Himmelsstrich gebunden, überall unter dem Tritte des aufmerksamen Wanderers emporsprießt, so pflückt er sie, wo er sie findet, unbekümmert, ob irgend ein lichtscheuer Zelote diese Stätte verflucht, oder irgend ein Generalpächter des menschlichen Verstandes sich den Alleinbesitz aller Wahrheit vorbehalten hat. Ueberzeugt, daß die weise Hand des

Schöp-

Schöpfers den Saamen des Wahren, so wie den Saamen des Guten durch die ganze Schöpfung ausgesäet hat, sucht er die Wahrheit nie an einem Orte, schwört nie auf das Wort eines Lehrers, der ihm nur seinen Tempel, als die Quelle alles Lichts anpreist, und folget nie einem Schwarme maurerischer Sectiker, die gleich den Heiden nur nach Delphos um Wahrheit wallfahrten.

Dem Maurer ist jede Kenntniß, jeder Aufschluß willkommen. Er hat keine Vorliebe für gewisse Wahrheiten, er denkt nie einseitig, und hängt nie mehr nach einer Seite, als nach der andern hin. Der Gang seines Geistes ist der feste Tritt eines Mannes, der prüfend auf seinem Wege links und rechts sieht, und sich durch keinen schmeichelnden Zuruf, durch keinen täuschenden Schimmer blenden läßt. In welch gleißendem und prächtigem Kleide ihm auch mancher, der seinen Geist gefangen nehmen will, seine Wahrheiten darstellt, er geht keinen Schritt seitwärts; denn da er weiß, daß die Wahrheit gewandlos ist, wie kann er sie eines Kleides wegen lieben?

Der Maurer scheut keine Wahrheit; er sucht,

liebt und ehrt sie, und störte sie ihn auch aus dem süßesten Traume, kostete sie ihm auch die Ruhe seines Lebens. Sein Blick ist der Blick des Adlers in die Sonne, er wird nicht geblendet, nicht zurückgeschreckt von ihrem Lichte; und wenn andere schwächere Seelen, die kein helleres Licht als die helldunkle Mischung von Irrthum und Wahrheit ertragen können, bey jedem Lichtstrahl der Wahrheit über Augenwehe klagen, sieht er festen Blickes der Wahrheit ins Angesicht und labt seinen lichtgewohnten Geist an ihrem allverklärenden göttlichen Schimmer.

Der Maurer ist duldsam gegen die Irrthümer. Er weiß, wie schwer es sey, die Wahrheit von den Schlacken zu reinigen, die ihr im Durchzuge durch die Köpfe der Menschen ankleben. Er weiß, wie groß das Gebiet der Wahrheit; und wie kurz der Blick, wie gering und wie bald ermüdet die Kraft des Wanderers sey, der es durchwandeln soll. Er kennt alle die Verwandlungskünste des Irrthums, der in hundert täuschenden Gestalten Wahrheit lügt, und nur zu oft, von Gewalt und Ansehen, von Gesetzen und Bannflüchen unterstützt, im Reiche der Wahrheit das

Bür-

Bürgerrecht erhielt. So, meine Brüder! denkt der Maurer, so ist er ein Weltbürger von Seite des Geistes — ein Mensch, der die Wahrheit aller Orten umfängt, wo er sie findet.

Aber wenn der Maurer als ein Weltbürger denkt, so muß er auch als ein Weltbürger handeln: der Wirkungskreis seines Herzens kann nicht enger seyn, als die Sphäre seines Geistes, und er kann unmöglich jede Wahrheit ehren, ohne alle Menschen zu lieben. Hierinn, meine Brüder! erkennen wir das große Gesetz der Gleichheit, das eine der glänzendsten Stützen unsres königlichen Ordens ist. Nicht alle Menschen gleich machen (denn dieß wäre eine Schimäre, derjenigen nicht ungleich, wodurch mancher Maurer einer Schöpfergewalt über Geister und Metalle sich anmaßt) also nicht alle Menschen einander gleich machen, sondern alle Menschen gleich lieben, ist das schöne, große und erreichbare Ziel, das die Hand der Natur dem Herzen des Maurers aufgesteckt hat. Der Maurer dient der Menschheit, dient ihr unter allen Zonen, unter allen Regierungsformen, öffentlich oder heimlich, wie kann da ein Land, eine

Stre-

Strecke des Erdbodens ausschließende Ansprüche auf sein Herz haben? Der Maurer liebt nur strenge Wahrheit, wiegt den Menschen nur nach seinem inneren Gehalte, erkennt nichts als das Verdienst für den Maaßstab seiner Wohlthätigkeit; wie kann er da den Unverdienten (und wär's auch sein Bruder) dem Verdienten vorziehen? Wie kann er bey dem Gesetz einer allgemeinen, nach Verdienst gleich vertheilten Liebe seiner Privatneigung auf Kosten der Gerechtigkeit, und der Bruderliebe auf Kosten der Menschenliebe fröhnen?

Es ist leider ein trauriges Loos beynahe aller menschlichen Gesellschaften, Verbrüderungen und Orden, daß die Glieder derselben, immer nur auf den Mittelpunct ihres Bundes hinsehend, einander den Rücken kehren, und daß die Grenze der Gesellschaft immer auch die Grenze ihres Antheils und ihrer Menschenliebe wird. Noch mehr: eben der gesellige Trieb, eben dieser wohlthätige Hang des Menschen zur nähern Verbrüderung mit seines Gleichen scheint von jeher unter den Menschen Haß, Verfolgung und Empörung angezettelt zu haben. Immer haßte der Bramine

den Derwiſch, der Augur den Aruſper und der ſchwarze chriſtliche Mönch den braunen. Dieſem, wie es ſcheint, unvermeidlichen Fluche, der eine ſo große Menge menſchlicher Geſellſchaften zu eben ſo vielen gegen das Wohl der Menſchheit ſtreitenden Factionen macht, ſcheinen die Geſetze unſers ehrwürdigen Ordens dadurch vorgebeugt zu haben, daß ſie die Glieder deſſelben zu einer allgemeinen gleichvertheilten Menſchenliebe verbinden. Groß iſt das Geſetz, meine Brüder! aber klein die Anzahl derer, die es erfüllen. Das Herz des Maurers ſoll die ganze Menſchheit umfaſſen, ach, und es umfaßt oft die Menſchen eines Landes, die Brüder eines Bundes; die Anhänger eines Syſtems, die Glieder einer Loge nicht: der Eingeweihte ſchimpft auf den Profanen, der Profane läſtert den Eingeweihten: und ſelbſt mitten im Bunde der allgemeinen Menſchenliebe ſieht man Secten, die einander verketzern, Logen, die durch Neid und Eiferſucht entzweyt, einander verfolgen und einzelne Glieder, die Brüder gegen Brüder hetzen und in dem Schooße der Bruderliebe den Greuel der Guelfen und Gibelinen erneuern.

Las-

Laſſen Sie mich, meine Brüder! meinen Blick von einem Bilde wegwenden, das ich zur Ehre unſers Ordens und zur Schonung der Edlen, deren Herzen noch nie von Sectirſucht, Neid und Partheigeiſt vergiftet worden ſind, nicht ausmahlen will. Laſſen Sie uns vielmehr den Namen verdienen, den wir tragen; laſſen Sie uns freye Maurer ſeyn, das iſt, Männer freyen Geiſtes und Herzens, die mit unbefangener Seele jeden Strahl der Wahrheit auffangen, und mit reinem, unverdorbenem Herzen alle Menſchen lieben! Laſſen wir nie die Gleichförmigkeit der Meinungen mit den unſrigen zum Maaßſtab unſrer Liebe werden! Laſſen Sie uns vielmehr alles, was wahr iſt, ehren, damit wir nie Urſache finden, den Anhänger irgend einer beſondern Wahrheit zu verachten!

V.

Verſuch einer Geſchichte der alten Ritterſchaft, in Bezug auf die Freymaurerey.

Ein Fragment

von

Br. B***r.

Aus dem Journal für Freymaurer, dritten Jahrgang zweytes Vierteljahr.

Vorerinnerung.

Nichts macht hiſtoriſche Unterſuchungen weitläuftiger, langwieriger, und verworrener, als wenn man in Erörterung des Urſprungs eine Sache von dem bloſſen vieldeutigen unbeſtimmten Namen derſelben ausgeht, ohne vorher einen genauen Begriff von dem feſt zu ſetzen, was von ihr man eigentlich unterſuchen wolle. Daher kömmt es, daß man ſich an ſo vielen Länder-, Völker-

und

und Ordensgeſchichten meiſt ehe müde lieſt, bevor man auf das kommt, was man davon wiſſen will. Daher fangen ſo viele Geſchichten mit Erſchaffung der Welt an. Daher findet Anderſon ſchon an Gott Vater den erſten Freymaurer, weil er die Welt gebaut hatte, und es braucht nur das Wörtchen b a u e n, oder einen B a u entwerfen, um zu beweiſen, daß die Freymaurerey eben ſo alt, als Gott ſelbſt, und folglich von Ewigkeit her ſey, wiewohl auf der andern Seite das nämliche Wörtchen b a u e n auch den Biber zu einem Freymaurer in optima forma machen müßte. Es würde daher bey Unterſuchung der Geſchichte der alten Ritterſchaft und ihres Bezugs auf die Freymaurerey ein leichtes ſeyn, den Urſprung des geſammten Ritterordens auf die Etymologie zu gründen, und aus dem Worte R i t t e r, das in unſerer Mutterſprache eben ſo gewiß von Reiter, als Eques von Equus und Chevalier von Cheval u. ſ. f. hergeleitet wird, zu beweiſen, daß der erſte Reiter der erſte Ritter war, und daß folglich die Ritterſchaft eben demjenigen ihren Urſprung zu danken habe, der der erſte ein Pferd beſtieg. Wobey man noch das Vergnügen hätte, unſerem

Rit-

Ritterorden ein weit höheres Alter zu geben, als selbst die ehrwürdigen Karmeliter dem Ihrigen zu geben im Stande sind, weil es gewiß ist, daß man weit eher auf Pferden ritt, als Elias auf dem Berge Karmel zum ersten Karmeliter ward. Auch fehlt es der Ritterschaft wirklich nicht an ähnlichen Behauptungen: Hermant in seiner Histor. relig. ordres militaires. Rouen, 1698 behauptet: die Ritterschaft sey so alt, als die Kriege, folglich so alt, als die Welt, und zeigt uns Ritter die Menge unter Nimrod, Ninus, und Zoroaster. Seiner Meinung nach konnten die Ehren, die Pharao dem Joseph erwies, nichts weniger seyn, als ein Ritterschlag. Er folgte hierin dem Du Bern Justiniani, *) der den König Pharao zum Stifter aller Ritterorden macht. Sanfovin läßt Gott selbst durch Moses und Josua dieser Ehre genießen. **)

Aber um all das zu vermeiden, will ich es mein er-

*) Historie Cronolog. dell' orig. degl' Ord. milit. Venet. 1692. Fol. T. I. c. 1. p. 2.

**) Delle orig. de Cavalieri.

erſtes Geſchäft ſeyn laſſen, den Standpunct meiner Unterſuchung genau anzugeben, und mir ſelbſt die Schranken vorzeichnen, innerhalb welchen ich mich bey der Behandlung des mir vorgelegten Stoffes zu halten habe.

Ich verſtehe unter dem Namen der alten Ritterſchaft jenen in den Zeiten des Mittelalters beynahe in ganz Europa eingeführten geſetzmäſſigen Ritterorden, der von dem geſammten Adel damahliger Zeiten allgemein angenommen und als ein wichtiges politiſches Etabliſſement, als eine öffentliche Schule der Tapferkeit angeſehen wurde, jenen Ritterorden, der ſeine eigenen Geſetze, ſeine eigenen Gebräuche und Ceremonien, ſeine eigenen Rechte und Privilegien, ja ſogar ſeine eigene Moral hatte, deſſen Mitglieder eine beſondere und zwar die wichtigſte Claſſe der damahligen Menſchheit ausmachten, der mehrere Jahrhunderte durch der Sitte und Denkart von ganz Europa eine ganz eigenthümliche Livere gab, davon noch in der unſerigen hie und da einige Flecken ſichtbar werden; jenen Ritterorden endlich, deſſen Einfluß in die damahlige Geſchichte der Staaten eben ſo wichtig war, als merkwürdig die Erſcheinungen in

der

der Geſchichte der Menſchheit ſind, die er hervor brachte.

Um nun dieſen wohlthätigen und (wenn ich ſo ſagen darf) maurériſchen Geiſt der alten Ritter ſo lebendig, als möglich, darzuſtellen, fand ich nöthig, mich in ein genaues Detail ihrer innern Verfaſſung einzulaſſen, und ihre Denkart, Geſinnungen und Handlungen bis auf die kleinſten Züge auszumahlen, überzeugt, daß der wahre Geiſt einer Sache nie beſchrieben werden könne, ſondern nur aus der unmittelbaren Darſtellung der Denkart und Handlungen ſelbſt — heraus gefühlt werden müſſe.

Ueberdem iſt der Verſuch einer darſtellenden Geſchichte der alten Ritterſchaft keine ſo leichte Sache, als ſich mancher vielleicht einbilden dürfte. Die Geſchichte des Mittelalters, von der ſo viel geſchrieben und ſo wenig geleſen wird, fordert einen nicht geringen Aufwand von Zeit und Mühe. Ueberdem hat Deutſchland außer einigen ſehr unbedeutenden Bruchſtücken noch bis jetzt nichts aufzuweiſen, das nur von weitem einer zuſammenhängenden Geſchichte der Ritterſchaft ähnlich ſähe. Man muß alſo theils die bloß hier und da

zerstreuten Data dieses Gegenstandes sammeln, theils zu auswärtigen Hülfsmitteln seine Zuflucht nehmen. Welcher letztere Umstand jedoch der Wahrheit der Geschichte nicht schaden kann, da das Wesen der Ritterschaft in England, Frankreich, Spanien, Wälschland und Deutschland überall das nämliche war, und vielleicht mehr, als es selbst die Maurerey jetzt ist. Es ist daher eine sehr mühsame Arbeit um eine Geschichte des Ritterordens, wenn selbe kein geräumtes Ideal irgend eines schönen Ritterromans, keine Erzählung eines Percivals oder Lancelot von See, (wiewohl auch Romane dieser Art für den Geist der Ritterschaft sehr brauchbare Quellen sind) sondern ein getreues, unverfälschtes, auf historisches Ansehen gegründetes Gemählde der alten Ritterfitte seyn soll.

VI.

Erste Spuren der Ritterschaft und festgesetzte Epoche derselben.

Die Natur ist immer ihre eigene Retterinn, Jener wohlthätige Geist der Erhaltung, der durch die ganze Schöpfung webt und wirkt, äußert überall, wo Zerstörung um sich greift, seine wiederherstellende Kraft. Er macht, daß der wüthendste Orkan, der Wälder entblättert, und Bäume niederreißt, im nämlichen Augenblicke die Erde zu neuen Sprößlingen besaamet, er läßt kein Raubthier auf Erden ohne Feind, kein schwaches wehrloses Thier ohne Schützer. Er unterstützte zu allen Zeiten die gedrückte, hülflosjammernde Menschheit. Er gab den vor Meerzwiebeln und Thieren knieenden Egyptiern weise Priester, den sich selbst zerreissenden Griechen Solone, den von Neronen in den Staub getretenen Römern

Trajane und Mark-Aurele, er ſetzte der europäiſchen Tyranney in Amerika ſeine Las Caſas und ſeine Waſhingtone entgegen. Und eben dieſe Wohlthätige Kraft iſt es, die in den anarchiſchen Zeiten der Völkerwanderungen und des Mittelalters, wo der ſchönſte Theil von Europa eine Räuberhöhle zu werden drohte, den Geiſt der Ritterſchaft geweckt zu haben ſcheint. In jenen Zeiten, wo jeder ſo viel Recht zu haben glaubte, als er Kraft in ſeinen Armen hatte, wo der Vaſall ſeinem Herrn nur ſo lange treu blieb, bis er ihn morden, oder aus ſeiner Veſte jagen konnte, wo das Eigenthum der Wittwen und Waiſen ohne Hüther, Mädchentugend ohne Schutz, und Vaterland ein Ding war, das man nur ſo lange liebte, als es was darinnen zu rauben gab; in dieſen Zeiten hatte die bedrängte Menſchheit keine andern Vertreter, als die wenigen Edlen, die ihr Schwert vom Altar nahmen, um es für Vaterland, Ehre und Mädchentugend zu ziehen, die feyerlich auf das Evangelium den Schwächern Beyſtand, den Unterdrückten Hülfe und ihrem rechtmäſſigen Herrn Treue ſchwuren — und dieſe Edlen waren die Ritter des Mittelalters.

In

In Wahrheit, wenn man die Ritterschaft von dieser schönen, wohlthätigen Seite betrachtet, so fühlt man sich versucht, die Mitglieder derselben für Kinder jenes Geistes zu halten, der, nach Lessings Meinung *) zu allen Zeiten Männer hervor brachte, die den Uebeln der menschlichen Gesellschaft gemeinschaftlich entgegen zu arbeiten, ihre gewaltsamen innerlichen Trennungen zu hemmen, und das Beste der Menschheit nach den Bedürfnissen und der Empfänglichkeit ihrer Zeit zu befördern suchten, kurz, die, (wie Lessing sich ausdrückt) Freymaurer waren, ohne so zu heißen.

Allein dieser Gesichtspunct kann nur dann deutlich genug werden, wenn man vorher die innere Verfassung dieser Ritter des Alterthums, ihre Sitten, Gesetze, Denkart, u. s. w. in einem ausführlichen Gemählde gesehen hat. Ich eile daher zu dem Ursprung dieses in so manchem Betracht merkwürdigen Ordens.

*) Ernst und Falk. Gespräche für Freymaurer. 2te Aufl. Wolfenbüttel, 1781. 8. S. 17 u. 85 u. f.

Trajane und Mark-Aurele, er ſetzte der europäiſchen Tyranney in Amerika ſeine Las Caſas und ſeine Waſhingtone entgegen. Und eben dieſe Wohlthätige Kraft iſt es, die in den anarchiſchen Zeiten der Völkerwanderungen und des Mittelalters, wo der ſchönſte Theil von Europa eine Räuberhöhle zu werden drohte, den Geiſt der Ritterſchaft geweckt zu haben ſcheint. In jenen Zeiten, wo jeder ſo viel Recht zu haben glaubte, als er Kraft in ſeinen Armen hatte, wo der Vaſall ſeinem Herrn nur ſo lange treu blieb, bis er ihn morden, oder aus ſeiner Veſte jagen konnte, wo das Eigenthum der Wittwen und Waiſen ohne Hüther, Mädchentugend ohne Schutz, und Vaterland ein Ding war, das man nur ſo lange liebte, als es was darinnen zu rauben gab; in dieſen Zeiten hatte die bedrängte Menſchheit keine andern Vertreter, als die wenigen Edlen, die ihr Schwert vom Altar nahmen, um es für Vaterland, Ehre und Mädchentugend zu ziehen, die feyerlich auf das Evangelium den Schwächern Beyſtand, den Unterdrückten Hülfe und ihrem rechtmäſſigen Herrn Treue ſchwuren — und dieſe Edlen waren die Ritter des Mittelalters.

In Wahrheit, wenn man die Ritterschaft von dieser schönen, wohlthätigen Seite betrachtet, so fühlt man sich versucht, die Mitglieder derselben für Kinder jenes Geistes zu halten, der, nach Lessings Meinung *) zu allen Zeiten Männer hervor brachte, die den Uebeln der menschlichen Gesellschaft gemeinschaftlich entgegen zu arbeiten, ihre gewaltsamen innerlichen Trennungen zu hemmen, und das Beste der Menschheit nach den Bedürfnissen und der Empfänglichkeit ihrer Zeit zu befördern suchten, kurz, die, (wie Lessing sich ausdrückt) Freymaurer waren, ohne so zu heißen.

Allein dieser Gesichtspunct kann nur dann deutlich genug werden, wenn man vorher die innere Verfassung dieser Ritter des Alterthums, ihre Sitten, Gesetze, Denkart, u. s. w. in einem ausführlichen Gemählde gesehen hat. Ich eile daher zu dem Ursprung dieses in so manchem Betracht merkwürdigen Ordens.

*) Ernst und Falk. Gespräche für Freymaurer. 2te Aufl. Wolfenbüttel, 1781. 8. S. 17 u. 85 u. f.

Ueber den Urſprung der Ritterſchaft hegen beynahe alle Schriftſteller, die über dieſen Gegenſtand geſchrieben haben, ihre eigenen Meinungen, die eben ſo verſchieden ſind, als die Geſichtspuncte, von denen ſie dieſe Würde anſahen, und als die Köpfe ſelbſt, die ſie hervor brachten. Einige derſelben, welche die Genealogie der Ritterſchaft bis auf Pharao, Nimrod, oder wohl gar auf Gott Vater zurück führen, kann man höchſtens nur als Beyträge zu einer Chronique scandaleuse des menſchlichen Verſtandes anführen. Hier will ich nur jene Schriftſteller erwähnen, die der Ritterſchaft näher auf die Spur gekommen zu ſeyn ſcheinen. Der Karmeliter Honore de Sainte Marie, der über die Ritterſchaft überhaupt und die daraus entſtandenen Ritterorden, trotz ſeiner Karmeliterſchaft, ſo genau und zuſammenhängend geſchrieben, *) daß es die Encyclopädiſten der Mühe Werth hielten, ihn abzuſchreiben **) gibt die römi-

*) Dissertations hist. et crit. sur la Chevalerie ancienne et mod. Paris 1718. 4.

**) Encyclopedie art. Chevalerie.

miſche Ritterſchaft als das Modell der im Mittelalter entſtandenen Ritterwürde an. *) Allein die Aehnlichkeiten des römiſchen Rittercenſus von 400 Seſtertien mit dem zu einem Bannerherrn erforderlichen Vermögen von wenigſtens 10 Spießen und Helmen, die des goldenen Ringes der römiſchen mit den goldenen Sporen der ſpäteren Ritter, und der Umſtand des bey beyden gleich erforderlichen Alters von 21 Jahren, ſind viel zu unbedeutend, als daß man eine Hypotheſe, die ſonſt keine einzige Spur aus der Geſchichte des Mittelalters für ſich hat, darauf bauen könnte. Auch bedarf man da keiner Hypotheſe, wo ſchon die Geſchichte des 5ten und der folgenden Jahrhunderte uns Spuren von weit näherer Aehnlichkeit aufweiſt, denen man nur nachgehen darf, um deutlich zu ſehen, daß ſie alle nach und nach wie die Wurzeln eines großen Baumes zuſammen laufen, um das Syſtem der Ritterſchaft zu bilden.

Die älteſte Tradition einer wirklich exiſtirenden Ritterſchaft ſchreibt ſich von einem in der Geſchich-

*) Honoré, p. 30. ſq.

ſchichte unbekannten König in England, Arthus her, der um das Jahr 516 der Stifter der Ritter der Tafelrunde und ſomit der Urheber der ſogenannten irrenden Ritterſchaft geweſen ſeyn ſoll. So gewiß es ſcheint, daß dieſer König Arthus ſein Daſeyn nur den Ritterromanen des Mittelalters zu danken hat, und ſo wahrſcheinlich die große runde Tafel, die man lange nachher auf einem Schloſſe zu Wincheſter als ein ſeltenes Ueberbleibſel dieſer alten Rittertiſchgeſellſchaft ſehen ließ, ein Werk ſpäterer Zeiten ſeyn mag; *) ſo gingen doch manche Schriftſteller zu weit, welche die geſammte irrende Ritterſchaft ihres chimäriſchen Stifters wegen für ein Unding erklärten, und ſelbe von der wahren, wie Lüge von Wahrheit, unterſchieden. **) Unſtreitig war der Geiſt der irrenden Ritterſchaft kein anderer, als der Geiſt der wahren. Ueberdem

*) Du Cange Gloss. ad Script. med. et inf. Lat. verb. Tabula rotunda.

**) Encyclop. Art. Cheval. et Table ronde. Honoré de Sainte Marie. Sur la Cheval. anc. et mod. p. 5.

dem heißt bey den Geſchichtſchreibern des Mittelalters ein irrender Ritter ſo viel als ein reiſender, und der Ausdruck irren (errer) deſſen ſie ſich bey reiſenden Rittern, die wirklich hiſtoriſche Perſonen ſind, bedienen, *) beweiſt hinlänglich, daß ſie nicht im Sinne hatten, die wirklichen Ritter, die eben ſo gut, als die Romanenritter auf Abentheuer herumzogen, von den irrenden zu unterſcheiden. Selbſt die Tafelrunde dürfte vielleicht nicht ganz ohne hiſtoriſchen Grund ſeyn: wenigſtens iſt es gewiß, daß ſie im Mittelalter eine beſondere Art von Ritterkämpfen veranlaßte, die unter dem Namen Tafelrunde allgemein bekannt war.

Die älteſten Spuren der Ritterſchaft, in ſo weit ſie als eine Schule der Ehre und Tapferkeit und als eine kriegeriſche Würde betrachtet wird, liefert uns die Geſchichte der alten deutſchen und nordiſchen Völker. Ihr Keim lag in dem kriegeriſchen Geiſte derſelben. Tapferkeit iſt die glänzendſte Seite, von welcher uns Tacitus die alten

*) Curne de St. Palaye Memoires sur l'ancienne Chevalerie. Tom. II. p. 52.

ten Deutſchen darſtellt. Krieg war ihr Leben und Waffen ihr Schmuck. Wer in der Schlacht ſeinen Schild verlor, hatte ſeine Ehre verloren.*) Lanze und Mann waren bey ihnen gleichbedeutende Worte,**) ſo wie in den Zeiten der deutſchen Ritterſchaft ein braver Degen ein tapferer Mann hieß. Doch wir wollen von dem wahrhaft ritterlichen Geiſte der Deutſchen den Tacitus ſelbſt hören. „Sie verrichten, ſagt er,***) ihre öffentlichen und Privatgeſchäfte nie anders, als bewaffnet. Doch darf keiner bey ihnen eher Waffen tragen, bevor ihn die Gemeinde für tüchtig hält. Dann aber bekommt der Jüngling von dem Fürſten, von ſeinem Vater oder Anverwandten in einer öffentlichen Volksverſammlung Schild und Lanze. Das iſt ihre männliche Toga, das die erſte Würde des Jünglings. Vorher gehörte er ſeiner Familie, nun der Republik. Von dieſer Zeit an, fährt Tacitus fort, begleiten ſie ihre Fürſten,

oder

*) De Mor. Germ. c. 6.

**) Schmidts Geſchichte der Deutſchen 1. Th. S. 16.

***) De Mor. Germ. c. 13. 14.

oder andere bewährte und tapfere Krieger, und erröthen nicht unter ihrem Gefolge zu seyn. Selbst dieser Ehrendienst ist nicht ohne Grade. Hierüber entscheidet das Urtheil dessen, den sie begleiten. Die Gefährten unter sich wetteifern um den ersten Platz bey den Fürsten, und die Fürsten, um die größte Anzahl tapferer Gefährten. Sie setzen ihren Stolz und ihre Macht darin, sich immer von einer auserlesenen Schaar Jünglinge umrungen zu sehen, die im Frieden ihre Zierde, im Kriege ihr Schutz sind. — Nichts ist ihnen heiliger, als im Felde den Fürsten beschützen und seinen Ruhm durch ihre Thaten zu verherrlichen, nur der Fürst kämpft für den Sieg, sie für den Fürsten. Wenn irgend eine Gemeinde lange im Frieden und Muße lebt, so reisen die meisten adelichen Jünglinge zu Nationen, bey welchen es Krieg gibt, weil sie die Ruhe nicht lieben, und es für leichter halten, in Gefahren groß zu werden. — Da begehren sie dann von ihrem freygebigen Fürsten bald diesen streitbaren Hengst, bald jenes blutige siegreiche Schwert. Von den Katten schreibt er: *) Was bey andern deut-

*) Ebendas. S. 31.

deutschen Völkern sich nur hie und da einer zur besondern Pflicht macht, ist bey den Katten durchaus Sitte: sich nämlich, sobald sie mannbar werden, Haar und Bart wachsen zu lassen, und diese der Tapferkeit angelobte Tracht nicht eher abzulegen, bis sie einen Feind getödtet haben. — Nur den Feigen und Schwachen bleibt diese Tracht. Die Tapfersten unter ihnen tragen, gleich einer Fessel, einen eisernen Ring (ein entehrendes Zeichen in ihren Augen) so lange, bis sie sich dessen durch den Tod eines Feindes entledigen." Tacitus liefert uns auch wirklich ein Beyspiel von so einem, wie er ihn nennt, barbarischen, Eide. *) Der deutsche Feldherr Claudius Civilis schwur ihn gegen die Römer und sein Haar, das er wachsen ließ, fiel nicht eher, als mit ihren Legionen.

Alle diese Züge sind eben so vielen Spuren der Ritterschaft, und es ist keine Nation, die ältere und deutlichere Beweise des ursprünglichen Rittergeistes aufzuweisen hat. Der weite Umfang der deutschen Völker, und ihre Vermischung mit andern

*) Histor. L. 4. c. 61.

dern Nationen ſcheint dieſe Denkart über ihre Grenzen verbreitet zu haben. Ein gleicher Geiſt belebte nach Cäſars Zeugniß *) die Gallier. „Sie erlauben ihren Kindern, ſagt er, nicht eher den Zutritt zu ſich, bevor ſie nicht ſtark genug ſind, Waffen zu tragen, und halten es für entehrend, wenn wehrloſe Knaben öffentlich in ihres Vaters Gegenwart erſcheinen. Ihr Schwerdt iſt ihr Adelsbrief, und wer das nicht führt, iſt entweder Prieſter oder Sclave. Dieſer Geiſt gewann noch mehr durch die Einwanderungen der Franken, eines urſprünglich deutſchen Volkes, von deſſen kriegeriſcher Wildheit ein Dichter des 9ten Jahrh. ſingt. **)

Arma ferunt semper, bellis est sueta Inventus,
Bajulat haec juvenis, hoc agit arte Senex.
Namque ipsum nomen Francorum horresco recensent:
Francus habet nomen a feritate sua.

Auch dieſe kannten nichts entehrenders, als Feigheit, und wer unter ihnen den andern einen Haſen ſchalt, oder ihm vorwarf, er habe ſeinen Schild

*) De bello. Gall. Lib. VI. c. 13 et 18.
**) Arnold Vigellus ap. Menat. Tom. II. P. 2. p. 26.

Schild im Felde weggeworfen, mußte nach dem salischen Gesetze *) diesen Schimpf mit einer Geldstrafe büßen.

Unter den übrigen nordischen Völkern herrscht die nemliche Denkart. Krieg war ihre edelste Beschäftigung und Tapferkeit ihr höchstes Verdienst. Es war immer der nemliche Geist, der sie alle belebte, nur in der äußeren Gestalt, die er annahm, war er verschieden. Bey den Longobarden durfte selbst ein Fürstensohn nicht an seines Vaters Tafel erscheinen, bevor er nicht von einem auswärtigen Fürsten die Waffen erhalten hatte, und Andouin, ihr König, versagte diese Ehre seinem eigenen Sohne, der ihm doch siegen geholfen hatte. **) Diese sowohl, als die Ostrogothen und andere deutsche Völker behielten noch immer die ursprüngliche Sitte bey, sich durch die Waffen für mündig erklären zu lassen, ja sie sahen die Mannbarkeit, die sie zum Kriege tüchtig machte, als den Zeitpunkt einer zweyten Geburt an, und glaubten hierzu irgend eines Fürsten zu

be-

*) Tit. 32. De Conviciis.

**) Paul Diacon: De rebus Longobard. L. I. c. 14. Conf. etiam c. 23. et 24.

bedürfen, der ihnen dieß zweyte ehrenvollere Leben gäbe und Vatersſtelle an ihnen verträte. Daher kamen die bey ihnen allgemein eingeführten Adoptiones per Arma, eine Ceremonie, von welcher Seldenus und nach ihm Du Cange,*) den nähern Urſprung der Ritterſchaft herleiten.

Unſtreitig ſcheint dieſe Sitte des 5. und 6ten Jahrhunderts zu den Gebräuchen vieles beygetragen zu haben, die nachdem bey dem Ritterſchlag üblich waren, ohne daß es darum nöthig iſt, das ganze Syſtem der Ritterſchaft darauf zu bauen, und es lohnt ſich allerdings der Mühe, dieſe Adoptionen näher kennen zu lernen. Als Guntram ſeinen Neffen Childebert für mündig erklärte, und zugleich adoptirte, ſprach er: „Ich lege dieſen Wurfſpieß in deine Hände zum Zeichen, daß ich dir mein Reich gegeben habe.“ Hierauf ſprach er zu den Umſtehenden: „Ihr ſeht, daß Childebert, mein Sohn, ein Mann geworden: gehorcht ihm!“ **) Theodorich, König der Oſtrogothen, ließ ſich, um dieſer Ehre zu genießen, vom Kaiſer

*) Dissert. 22. A la Suite de Joinville. p. 270. seq.
**) Gregor, Turon, Lib. VII. c. 23.

ſer Zeno adoptiren, *) einem Fürſten, in deſſen Reiche dieſe Ceremonie nicht einmal üblich war. **) Er adoptirte hierauf ſelbſt den König Heruler, und Kaſſiodor erzählt uns die dabey beobachteten Ceremonien mit des Theodorich eigenen Worten. ***) „Groß iſt die Ehre unter den Völkern, ſchreibt Theodorich bey dieſer Gelegenheit, durch die Waffen der Sohn eines Helden zu werden. Denn nur der iſt dieſer Ehre werth, der den Namen des Tapferſten verdient; bey Kindern, die die Natur giebt, betrügt man ſich oft; aber Söhne, die Wahl und Urtheil uns gebiert, können nie Feiglinge ſeyn. Denn ſie haben dieſe Ehre nicht der Natur, ſondern nur ihrem Verdienſte zu danken. — Wir erklären dich alſo, kraft der Völkerſitte und deines männlichen Betragens, durch gegenwärtige Geſchenke für unſern Sohn, damit du, deinem bekannten kriegeriſchen Geiſte gemäß, durch die Waffen geboren werdeſt. Wir geben dir Pferd,

*) Jornandes de rebus get. c. 57.

**) Du Cange Dissertat. 22. à la Suite de Joinville. pag. 269.

***) Variar. Lib. IV. Ep. 2.

Pferd, Schild, Schwerdt und die übrigen Waffen, aber was noch mehr gilt, als alles dieſes: wir geben dir unſer Zeugniß, daß du ihrer werth biſt. Denn der iſt der Tapferſte in den Augen der Völker, den Theodorichs Ausſpruch dafür erkannt hat. Nimm alſo die Waffen zu meinem und deinem Beſten. Ehre den, der in Zukunft dein Schützer ſeyn wird. Er giebt hier blos deinem Muthe ſein Zeugniß, und verlangt ſonſt keine Dienſte von dir. Es adoptirt dich ein Mann, deſſen Macht der deinen furchtbar iſt: denn die Heruler kennen die Gothen. Wir haben dir die Waffen gegeben, aber Völker bürgten für deine Tapferkeit."

Die Hochachtung, mit welcher hier Theodorich von dieſer Ceremonie als von einer allgemeinen üblichen Sitte ſpricht, die vollſtändige Rüſtung, die er ſeinem Waffenſohne dabey gab, das perſönliche und von der Geburt unabhängige Verdienſt, deſſen er dabey erwähnt, der höhere Grad von Ehre und Würde, den er ihm dadurch bey allen Völkern einräumte, und ſelbſt die Ausdrücke, deren er ſich dabey bedient, wurden in der Folge eben ſo viel charakteriſtiſche Züge der Ritterſchaft. Ueberhaupt waren die Redensarten:

arma dare, arma suscipere, adoptari per arma, womit die nordiſchen Völker dieſe Art Würde bezeichneten, die nämlichen, deren man ſich nachher bey den Rittern bediente. Adobare militem, adouber un chevalier, hieß in der Sprache des Mittelalters: einen zum Ritter ſchlagen, *) ſo wie die Redensarten arma dare, arma accipere, donner des armes, keinen andern Sinn hatten, als eben dieſen. **) Selbſt der Begriff einer Adoption blieb nachher in der Ceremonie des Ritterſchlags noch immer ſichtbar. Denn wie wir ſehen werden, betrachtete man ſelbſt die Ritterwürde als eine Wiedergeburt, oder Kriegstaufe, der Einzuweihende brauchte hiezu eigene Pathen, und ehrte den, der ihn zum Ritter ſchlug, wie ſeinen Vater.

Ein Ritter hieß in den erſten Zeiten des Mittelalters nie eques, ſondern miles, ***) und in der Bedeutung kömmt dies Wort ſchon zu Anfang des 9ten Jahrhunderts in den Urkunden der Angel-

*) Du Cange verb. adobare.

**) Du Cange Dissert. 22. à la Suite de Joinville. pag. 271.

***) Du Cange verb. Miles.

gelsachsen sehr oft vor. *) Und in der Lehnsverfassung der damaligen Zeiten hieß adoptare militem nichts anders, als jemanden zu seinem Ritter und Vasallen machen. **) Man sieht hieraus deutlich, wie alle diese Begriffe sich in einander flochten, und nach und nach zusammenliefen, um das System der Ritterschaft zu bilden.

Noch eine Sitte, die das System der Ritterschaft bilden half, ja die in der Folge einen wesentlichen Theil derselben ausmachte, war der in Rechtssachen allgemein angenommene Gebrauch der Duelle. Auch diese waren deutschen Ursprungs, und verbreiteten sich früh durch ganz Europa. Schon die alten Deutschen entschieden ihre Zwistigkeiten alle mit den Waffen, ***) sie waren die ersten, welche die Zweykämpfe als eine Art Loosung betrachteten, und den guten oder schlimmen Ausgang derselben für Wahrzeichen und Winke der Götter hielten. Sie suchten von dem Feind, gegen den sie zu Felde ziehen wollten, einen Ge-

*) Selden. De Tit. honor. p. 11. C. 5.
**) Du Cange verb. Miles et Adoptare.
***) Vellej. Paterc L. II. c. 118.

fangenen zu bekommen; dieſem ſtellten ſie einen aus ihrem Heere zum Zweykampf entgegen, und nach dem Ausſchlag deſſelben beurtheilten ſie das Schickſal ihres künftigen Kriegs. *) Dieſe blutige Looſung, bey der Aberglauben und perſönliche Tapferkeit, die Hauptzüge aller rohen Nationen, ihre Rechnung fanden, verbreitete ſich bald auf alle zweifelhaften Rechtsfälle. Geſetze gaben dieſer Art von Zweykämpfen eine rechtliche Form, und machten ſie zugleich mit der Feuer- und Waſſerprobe zu jenen geſetzmäßigen Reinigungsmitteln, welche im Mittelalter unter dem Namen der Gottesurtheile (ordalia Dei) allgemein üblich waren. Dieſe Gewohnheit ſein Recht mit dem Schwerdte zu beweiſen, iſt viel älter, als die Ritterſchaft; ſie herrſchte ſchon im 5. und 6ten Jahrhunderte unter den Oſtgothen, Longobarden und Franken. Gondebald, König in Burgund, autoriſirte ſie vorzüglich, und Karl der Große, Ludwig der Fromme und die Othone erweiterten ſie. **) Man ſchlug ſich um jede Klei-

nig-

*) Tac. de mor. germ. cap. 10.

**) Esprit des Loix. Tom. III. p. 188. et 195.

nigkeit, wegen eines Worts, wegen einer Schuld von wenigen Gulden, und wer nicht kampffähig war, nahm sich einen eigenen Kämpfer (Champion) für seine Händel in Sold, *) beyläufig so, wie man izt Agenten und Advokaten in Bestallung nimmt. Diese Wuth, jede Kleinigkeit zu einer Ehrensache zu machen, und ihr Blut und Leben zum Aequivalent zu geben, hatte keinen andern Grund, als das sogenannte Point d'honneur, das von jeher ein charakteristischer Zug der deutschen Völker war. Unter ihnen war eine Beleidigung eines Einzelnen ein Schimpf, der dessen ganze Verwandtschaft zur Rache auffoderte, **) daher verdrängte der gerichtliche Zweykampf so bald alle übrigen Rechtsmittel. ***) Die Einführung und gesetzliche Form dieser Zweykämpfe war ein naher Schritt zur Ritterschaft, sie half den Geist derselben bilden. Die Gesetze dieses Zweykampfes machten einen Unterschied zwischen dem edlen und gemeinen Mann. Die Kapi-

*) Ibid. p. 199.

**) Tacitus de mor. germ. c. 21.

***) Esprit. des Loix. Tom. III. pag. 197. sq.

tularien Ludwig des Frommen erlaubten dem letztern nur einen Schild und einen Stock. *) Ferner forderte der Zweykampf die Majorennität. Ja, er war vielmehr die Hauptrücksicht in Bestimmung des Alters, das man ihr vorschrieb. Die Gesetze der Völker, die ihr Recht in den Waffen trugen, mußten natürlicher Weise in Festsetzung der Epoche der Mündigkeit mehr auf die Kräfte des Körpers, als des Verstandes sehen. Wer in den Krieg ziehen konnte, war mündig bey den alten Deutschen, und wer Kräfte genug hatte, die zum gerichtlichen Zweykampf erforderlichen Waffen zu führen, war es bey den Franken. So lange die Waffen der Franken geringer waren, war das 15te Jahr das Jahr der Mündigkeit; als sie schwerer wurden, war das 21ste Jahr die Epoche derselben. **) Diesem Vorbilde folgten die Gesetze der Ritterschaft. Sie vereinigten beyde Epochen, und forderten zum Knappen 15, zum Ritter 21 Jahre. Die gerichtlichen Zweykämpfe gehörten noch von einer andern Seite unter

*) Du Cange, verb. Duellum.

**) Esprit des Loix. Tom. II. pag. 180.

ter die veranlassenden Ursachen des Ritterſyſtems. In einer Justizverfassung, in der das Schwerdt das einzige Mittel war, sein Recht zu suchen, oder seine Unschuld zu beweisen, blieb der schwächere Theil der Menschheit ohne Schutz. Unmündige Kinder, schwache Greisen und das ganze weibliche Geschlecht waren vom Zweykampf ausgeschlossen. Wollten sie ihr Recht behaupten, so mußten sie sich fremder Arme bedienen. Die Klage eines Weibes ward abgewiesen, wenn es nicht sogleich seinen Kämpfer ernannte. Die Gesetze selbst unterwarfen die weibliche Tugend dem Schutz des männlichen Arms; sie mußte sich einen Kämpfer zur Rechtfertigung miethen, wenn sie nicht ungehört verurtheilt werden wollte; fand sich keiner, oder war sie für die Forderungen des Miethlings zu arm, so war sie ohne Rettung verloren. Konnte es einen dringenderen Anlaß zur Entſtehung eines Ordens geben, der sichs zu einer seiner wesentlichſten Pflichten machte, ein Geschlecht in seinen Schutz zu nehmen, das die Natur und die Gesetze so verwahrloſt zu haben schienen? ein Geschlecht, das die Natur den Anfällen jedes Verführers, und das Gesetz den Beschuldigun-

gen jedes Böſewichts Preis gab, das, wenn es auch ſtark genug gegen den einen, doch zu ſchach gegen den andern war, das ſich oft dem Verführer ergab, um ſich vor dem Verläumder zu ſchützen, und das alſo keine andere als die traurige Wahl hatte: entweder ſchuldig losgeſprochen, oder unſchuldig verdammt zu werden. Dieſe Verwahrloſung des ſchönen Geſchlechts gab dem Geiſte der Ritterſchaft eine ſeiner ſchönſten Grundideen: ſie weckte den Geiſt der Galanterie, und gab den Damen, ſtatt beſoldeter Miethlinge, Ritter, die ſichs zur Ehre und Pflicht machten, die Wächter und Vertheidiger ihrer Unſchuld und ihres guten Leumundes zu ſeyn.

Ich würde kein Bedenken tragen, mit Montesquieu *) den ganzen Urſprung der Ritterſchaft von dieſem ehrenvollen Anlaſſe herzuleiten, wenn der Schutz der Damen der einzige Zweck derſelben geweſen wäre. Allein das Syſtem der Ritterſchaft hatte mehrere Abſichten, mehrere Anläſſe, mehrere Gebräuche, die es bilden halfen, und ich glaube, die nächſten entſcheidenden Urſachen, die

*) Esprit des Loix. Tom. III. pag. 204.

die ſein ganzes Daſeyn entwickelten, vielmehr in der Lehensverfaſſung der damaligen Zeiten überhaupt und in den traurigen Folgen des Fauſtrechts zu finden.

Ich würde die Geduld meiner verehr. Br. ermüden, und ihr gefühlvolles, menſchenliebendes Herz zerreiſſen müſſen, wenn ich ein ausführlichers Gemählde von all den Bedrängniſſen und Qualen entwerfen ſollte, unter welchen der gröſßte Theil von Europa in den anarchiſchen Zeiten der Feudalverfaſſung ſeufzte. Wenn die menſchenfeindliche Behauptung, daß die Geſchichte aller Menſchenalter nichts weiter, als eine chronologiſche Reihe von Verwüſtungen, Grauſamkeiten, Räubereyen, Mordthaten, Unterdrückungen, Bosheiten, und menſchlichen Laſtern ſey, im Ganzen genommen übertrieben iſt, ſo iſt ſie es gewiß nicht in Betreff jener Jahrhunderte, die auf die Völkerwanderungen und die allgemeine Einführung des Feudalſyſtems folgten. Wenn wir auch die Einfälle der Hunnen, jenes abſcheulichen Auswurfes des nördlichen Aſiens, den die Europäer kaum für eine Menſchengat-

tung ansahen, *) die beynahe 5 Jahrhunderte durch Europa zur Wüste machten, unzählige Schaaren Einwohner mit sich in die Sclaverey schleppten, ihren Gefangenen die Haare sammt der Haut abschnitten, und auf ihren zerstümmelten noch lebenden Körpern Kriegsrath hielten, **) wenn wir auch überdieß die Räubereyen und Verheerungen der Avaren, Normänner und anderer barbarischen Völker für in der Geschichte nicht ungewöhnliche Plagen der Menschheit halten; so waren doch die innerlichen Uebel, die selbst in dem Herzen Europas wütheten, so groß, daß sie die kaum gegründete Gesellschaft der deutschen und fränkischen Völker wieder zu zerreißen schienen. Anstatt, daß die allgemeine eingeführte Lehensverfassung jede Provinz zu einem ordentlichen, mit ihrem Oberhaupte engverbundenen Ganzen hätte bilden sollen, schuf sie in der Folge aus jedem Reiche ein vielköpfiges Ungeheuer.

Die

*) Schmidts Geschichte der Deutschen. 1. B. S. 128 u. f. f.

**) Hegewisch Geschichte der Deutschen. Von Konrad I. bis zu dem Tode Heinrich II. Hamb. 1781. 8. S. 44.

Die Erblichkeit der Lehen machte, daß es so viele Tyrannen als Vasallen gab. Der Adel riß sich von dem Fürsten, und strebte nach Unabhängigkeit. Der Lehenträger in Besitz der mit seinem Lehen verbundenen Gerichtsbarkeit kannte kein anderes Gesetz, als seine Willkühr, und kein anderes Recht, als seine Macht. Der Stärkere unterdrückte den Schwächeren. Die fränkischen und deutschen Provinzen wimmelten von Vesten und Schlössern, deren Besitzer vom Raube lebten; und jeder nannte sein, so weit er mit dem Schwerdte reichen konnte. Wer sein Eigenthum sichern wollte, durfte nie aus den Waffen kommen. Immerwährende Befehdungen traten an die Stelle allgemeiner Kriege, ein kleiner Tyrann zertrat den andern, bis er selbst von einem größern zertreten ward. Mordbrennen und Rauben war allgemein, weder Kirchen- noch Wittwen- und Waisen-Gut ward verschont, man raubte Mädchen, wie man Ziegen und Schaafe raubt, selbst Königs-Töchter wurden entführt, und man mußte für die Mädchen besondere Schranken bauen, und sie von Hunden und Wächtern bewachen lassen. Mit diesen Zügen

mah-

mahlen uns Montesquieu, *) Robertson **) und Schmidt ***) den Zuſtand Europens vom 7ten bis ins 11te Jahrhundert.

Und dieſes Ringen der Menſchheit mit Geſellſchaft und Anarchie, dieſer übermüthige Triumph der Stärke über die Schwäche, dieſe gänzliche Vergeſſenheit von allem, was Gerechtigkeit, Ehrliebe, Sittlichkeit und Tugend hieß, war es, die den Geiſt der Ritterſchaft weckte, jenen Geiſt, der unter noch rauhen Völkern Beſcheidenheit und Sittlichkeit zur Tugend, Rechtſchaffenheit und Edelmuth zur Pflicht, und Schutz des Unterdrückten zur ehrenvollſten Beſchäftigung erhob. Das 11te Jahrhundert gab endlich der gedrückten Menſchheit jene edle Männer, die mit einem Eid in ihren Dienſt traten, und ihr Schwert zu Handhabern ihrer geheiligten Rechte machten.

Dieſer ehrenvolle Urſprung der Ritterſchaft, ver-

*) Esprit des Loix. Lib. XXX. et XXXI.

**) Geſchichte der Regierung Kaiſer Karls V. 1. B. S. 23. u. f.

***) Geſchichte der Deutſchen. 1. B. S. 26. 391 498. 2. B. S. 2. 122. u. f.

verehr. Br., ist nichts weniger, als aus den Wolken gegriffen, er gründet sich auf die Beobachtungen von Männern, deren scharfer Blick in die Begebenheiten der Vorzeit tief einzudringen vermochte. „Als die Bedrängnisse der Menschheit im Mittelalter zu sehr überhand nahmen, sagt der vortreffliche Verfasser der Essais de Politique et de Morale, Seite 80, machten sich es erhabene Seelen zur rühmlichen Pflicht die Unterdrückten zu beschützen. Man fand ein weites Feld für die edlen Pflichten der Ritterschaft, und die erhabenste derselben war: der Schutz der weiblichen Schönheit." Robertson *) denkt eben so ehrenvoll von dem Ursprung des Rittergeistes, und zählt seine Entstehung unter jene wohlthätigen Ereignisse, welche den Uebeln der Anarchie Einhalt thun, und den Wohlstand Europens im 11. und den folgenden Jahrh. befördern halfen.

Wenn wir nun, verehr. Br., alle bisher entdeckten Spuren der Ritterschaft, als eben so viele Lichtstrahlen über den Ursprung derselben, in ei-

*) Geschichte der Regier. Kais. Karls V. 1. B. S. 109. u. f.

einen Brennpunct zuſammen ſammeln, ſo erhellet bey dem, wiewohl ſchwachen, Lichte derſelben deutlich, daß der erſte Keim der Ritterſchaft in dem Nationalcharakter unſerer Väter, das iſt in ihrem kriegeriſchem Geiſte, und ihrer Tapferkeit lag, daß dieſer unvertilgbare Geiſt, nachdem er ſich über die Grenzen ſeiner Heimath verbreitet hatte, nur verſchiedene Formen annahm ohne ſein Weſen zu verlieren, bis ihn endlich die geſelligern Schweſtertugenden, Großmuth, Ehrliebe, Redlichkeit und Edelmuth, welche mit der Tapferkeit ſo gewöhnlich Hand in Hand zu gehen pflegen, zum wohlthätigen Schutzgeiſt der bedrängten Menſchheit ausbildeten, und daß alſo der Geiſt der Ritterſchaft, wenn er gleich außer ſeiner Heimath in Franken zuerſt ſeine äußere Form annahm, dennoch deutſcher Geiſt, ſo wie ſein wohlthätiger Einfluß auf das Wohl ganzer Jahrhunderte — deutſches Verdienſt war.

VII.

Erziehung der Ritter.

Edelknabenstand und Knappenstufe.

Das System der Ritterschaft, welches die traurigen Folgen der Feudalverfassung und des Faustrechts veranlaßt hatten, faßte die erste Wurzel in Frankreich. Die Kreuzzüge, die größte und abentheuerlichste Unternehmung, die jemals die Köpfe eines ganzen Welttheils beschäftigte, halfen dieses System ausbilden, und verwebten daſſelbe mit all den abentheuerlichen Sonderlichkeiten und Zusätzen, wodurch es in unsern Zeiten zu einem Gegenstand des Spottes und der Satyre geworden ist. Und in der That, wenn ein Zeitgenosse des 18. Jahrh., wo die Phantasie dem Gefrierpuncte ziemlich nahe ist, die Ritterschaft aus den Romanen jener Jahrhunderte beurtheilt, wo der Geist der Schwärmerey

auf dem Hitzpuncte des siedenden Wassers stand, so hat er Mühe, dem Ritterorden für ein ernsthaftes Institut, und dessen Glieder für vernünftige Menschen zu halten. Daher kam es vermuthlich, daß so manche Schriftsteller die gesammte Ritterschaft für ein widersinniges System ungereimter Erfindungen, für ein langweiliges Gewebe fabelhafter Abentheurer und übertriebner Bravaden hielten, und in jedem Ritter des Mittelalters einen leibhaftigen Donquischott erblickten. Allein es war ein Verdienst der neueren Geschichtskunde, daß sie uns einen ernsthafteren Gesichtspunct angab, von welchem wir dieses Institut anzusehen haben. Das Bild, das sie uns von der ehrwürdigen Ritterschaft darstellt, ist ein wenig bekanntes, aber anziehendes Gemählde der Sitte unsrer Vorfahren. Sie zeigt uns in diesem Gemählde einen wunderbaren Contrast der Religion mit der Galanterie, der höchsten Pracht mit der einfachsten Lebensart, der unbändigsten Tapferkeit mit der treuesten Unterwürfigkeit. Wir erblicken darin das sonderbarste Gemische von Gewandtheit und Stärke, von dem reizbarsten Muth und der aushaltendsten Geduld. Sie zeigt

uns

uns in dem nämlichen Mann die größten Thaten, durch chimärische Beweggründe erzeugt, und die niedrigsten Beschäftigungen, durch einen erhabenen Beweggrund veredelt. Sie weiset uns Sitten, die Rohheit mit Artigkeit, Grausamkeit mit Güte, Härte mit Edelmuth, und Ungerechtigkeit mit Ehrliebe auf die wundersamste Art mit einander vereinigten, und stellt uns Männer vor Augen, die den Helden Homers kühn unter die Augen treten dürften, und deren Thaten es beweisen, daß es den Helden des Mittelalters nur an einem Plutarch gefehlt habe, um in den Augen der Nachwelt einst das zu seyn, was die Griechen und Römer jetzt in den unsrigen sind.

Um dieses dem Anschein nach so widersprechende Gemählde zu rechtfertigen, will ich ihnen, verehr. Br., die Grundlinien desselben in der ersten Bildung des Ritters, soviel nur möglich ist, zeigen, und diesen Abschnitt der Rittererziehung widmen.

Schon bei der Geburt eines Kindes, wenn es ein Knabe war, äußerte sich die Sorge der Aeltern für desselben künftigen Ritterruhm. Aus dem Zeichen, in dem es geboren war, aus der Kon-

ſtellation ſeiner Geburtsſtunde und aus andern ſorgſam beobachteten Wahrzeichen erklärte man ſich ſchon alle die großen Thaten des noch in den Windeln liegenden Ritters. Doch vergaß man zuweilen nicht, dem Kinde einen Namen zu geben, der von groſſer Vorbedeutung wäre. So erzählt Kaiſer Maximilian I. in ſeinem dem Treißſauerwein von ihm ſelbſt angegebenen Weiß Kunig,*) ſein Vater habe ihm bei ſeiner Geburt einen Namen geben laſſen, den er aus dem Namen zweyer der ſtreitbarſten Männer zuſammen ſetzte, „zu einer Offenbarung, ſetzt er hinzu, daß dieß Kind in ſeinen Jahren ſo viel verbringen würde, als dieſe zween Streitbarſten gethan hätten.“ Die Geburt des berühmten Ritters und nachmahligen Konnetables von Frankreich, du Quesclin, mußte gar Merlin, der heilige Vater der Ritterromane, einige Jahrh. vorher ſchon prophezeit haben, und es fehlte dieſem groſſen Ritter nicht an Geſchichtſchreibern und Nativitätsſtellern, die, ob ſie gleich weder den Tag noch

das

*) Der Weiß Kunig. Wien 1775. Fol. S. 56.

das Jahr ſeiner Geburt wußten, doch unwiderſprechlich auskalkulirt haben wollten, daß er in dem Zeichen des Mars ſey geboren worden,*) in welcher ſonderbaren Berechnungsart ſie vermuthlich der Methode des Philoſophen Tarruntius folgten, der zu Cicero's Zeiten die Geburtsſtunde des Romulus aus ſeinen Thaten, ja den Geburtstag der Stadt Rom ſelbſt aus ihren Schickſalen mit allgemeinem Beyfall heraus kalkulirte.**) Wenn nun dem Ritter in der Wiege ſein Horoskop geſtellt, die Träume ſeiner Mutter ausgelegt und alle Wahrzeichen vor und nach ſeiner Geburt ſorgfältig aufgezeichnet waren, ſo blieb der Knabe bis in ſein 7tes Jahr unter der Aufſicht der Frauenzimmer, das iſt, der Wärterinnen und ſeiner Mutter, und bis dahin behandelte man ihn als ein Kind, das noch keines förmlichen Unterrichts fähig zu ſeyn ſchien. Alles, was er von ſeinen Wärterinnen hörte, waren abentheuerliche Volks-

*) Hist. de Bertrand du Quesclin. Paris 1666. Fol. p. 4.

**) Cic. de Divin. Lib. II.

erzählungen und Rittermährchen, welche in seiner jungen Seele den Keim des Abentheuerlichen, und Wunderbaren ansetzten, und so jene hohen Begriffe von der Ritterschaft gründeten, die ihm diese Würde in der Folge um so heiliger und ehrwürdiger machen mußten. Im siebenten Jahre kam der junge Zögling aus den Händen der Frauenzimmer unter die Aufsicht der Männer und ward Edelknabe. Man behielt ihn aber nicht zu Haus, man sendete ihn an den Hof irgend eines Fürsten oder andern Ritters, der an ihm Vaterstelle vertrat, und dem er als Edelknabe diente. Denn es war um diese Zeit kein noch so unbedeutender Ritter, der nicht auf seinem Schlosse einen Hof um sich her versammelte, und auf diese Weise die Höfe der Könige und Fürsten im Kleinen nachzuahmen suchte. Diese Höfe der Großen und Ritter waren damahls die einzigen Schulen der adelichen Jugend. Hier war es, wo sich der Knabe zum künftigen Ritter bildete. Hier lernte er Gehorsam, Wohlstand, Muth, Rechtschaffenheit, Liebe und Religion. Die täglichen Beispiele der Ritter um ihn her waren seine Lehrer, und nur in den beiden letzteren Puncten genoß er

eines besondern Unterrichts. Gott und seine Dame lieben war der Ritter wesentlichste Pflicht, sie hatten hierüber ihre eigene Logik und Theologie. Der Edelknabe bedurfte also hierinn eines besondern Unterrichts, und diesen Unterricht gaben ihm die Damen. Aus ihrem Munde lernte er zugleich den Catechismus und die Kunst zu lieben, und diese Verbindung der Galanterie mit der Religion machte den Knaben zum Andächtler im Christenthum und in der Liebe. Er verehrte eben so sehr den Handschuh seiner Dame, als die Reliquien des heiligen Grabes zu Jerusalem. Allein das war nicht genug, er mußte sich auch in dieser religiösen Liebe üben. Man ließ ihn irgend eine Dame am Hofe zur Dame seines Herzens wählen. Diese ward seine Gottheit, ihr vertraute er seine geheimsten Empfindungen, seine verborgensten Wünsche, ihr gab er Rechenschaft von allen seinen Gedanken und Handlungen. Mit gleicher Andacht küßte er den Saum ihres Kleides und ein Bildniß der heiligen Jungfrau. Und hieraus entstand nun diese ganz eigene Art der damahligen Rittergalanterie, jene chimärische Vergötterung des schönen Geschlechts, wovon alle

Ritterromane aus dieſen Zeiten voll ſind. Die Damen wurden Gottheiten, deren Augenbraunen mehr Gewalt über das unerſchütterlichſte Ritterherz hatten, als die des homeriſchen Jupiters über Himmel und Erden. Eine Dame lieben, hieß ihr dienen, und einer Dame treu und redlich dienen, hieß ſich ſeiner künftigen Seeligkeit verſichern. Wie ſinnreich die Damen damahliger Zeit die Pflichten der Liebe mit jenen der Religion zu verbinden, ja wie geſchickt ſie ſelbſt die Letztere auf die Erſtere zu bauen wußten, davon gibt uns die Hiſtoire du petit Jean de Saintré *) ein redendes Beiſpiel.

Es wird ihnen, verehr. Br., vielleicht nicht unangenehm ſeyn, aus dieſem Buche, das man ſeiner Seltenheit wegen beinahe mit Gold aufwiegt, den ſonderbaren Unterricht, den die Dame darinn ihrem Zöglinge gibt, näher kennen zu lernen. Die junge ſchöne Wittwe, die der Verfaſſer dieſes Romans immer nur Dame des bel-

les

*) Histoire plaisante et cronique du petit Jean de Saintré.

les Cousines nennt, die aber im Grunde eine Schweſter des Königs Johann von Frankreich war, übrigens eine declarirte Prüde, die, unerbittlich gegen alle Anträge einer zweyten Heirath, es bequemer und ſichrer fand, einen unbärtigen Jungen, als einen bärtigen Ritter in ihrem Dienſte zu haben, dieſe ſah ſich unter allen Edelknaben am Hofe des Königs den jungen wohlgebildeten Saintré aus, um ihm das Glück ihrer Pflege angedeihen zu laſſen. Sie ließ ihn zu ſich kommen, verſicherte ihn ihres Schutzes und fing ihren Unterricht gleich mit den 7 Hauptſünden an. „Die erſte Hauptſünde, ſpricht ſie, mein Sohn, iſt die Hoffarth, ein abſcheuliches Laſter; aber wer ſeine Dame treu liebt, wird ihr in aller Unterwürfigkeit dienen, und alſo vor dieſem Laſter ſicher ſeyn. Das zweite, fährt ſie fort, iſt der Zorn, aber den wahrhaft liebenden Ritter wird ſeine Dame auch davor verſichern, denn ſie wird nicht unterlaſſen, ihn in der Geduld zu üben. Auch vor Geiz bewahrt die geliebte Dame den Ritter, ſie wird von ihm die entgegengeſetzte Tugend, das iſt, die Freygebigkeit fordern, denn, ſetzt ſie hinzu, Beati mise-

ricordes, quoniam ipsi misericordiam consequentur." Doch dieß iſt bei weitem nicht der einzige Text der heil. Schrift, deſſen ſich dieſe Schriftgelehrte Dame bei ihrem Unterrichte bedient. Bei jeder Hauptſünde, die ſie in dieſem Tone zu erklären fortfährt, citirt ſie wenigſtens ein halbes Dutzend Kirchenväter und eben ſo viele griechiſche Philoſophen, zuweilen auch wohl gar die Decretalen oder ein Paar Concilien. Nachdem ſie nun den armen Jungen eine Weile in dem Meere ihrer Gelehrſamkeit herumgeſchwemmt, und das Heil ſeiner Seele auf eine treue Damenliebe gebaut hat, geht ſie zu dem Heile des Leibes über, das, ihrer Meinung nach, ebenfalls nur in der Liebe der auserwählten Dame zu finden iſt, und welches Heil dem Ritter um ſo gewiſſer wäre, weil (wie ſie ſich eben ſo treffend als naiv ausdrückt) alle Frauenzimmer im Puncte der Liebe — Frauenzimmer ſind. Car toutes sont dames en amour, ſind die eigenen Worte dieſes weiblichen Evangeliums.

Man kann denken, wie bang dem guten Jungen bei ſoviel Schönheit und Gelehrſamkeit werden mußte. Das Glück, eine Dame lieben zu

dür-

dürfen, und dadurch Seele und Leib auf immer in Sicherheit zu bringen, grub ſich ſo tief in ſeine Seele, daß er endlich die Frage herausſtotterte: ob ihn denn auch irgend eine Dame in Dienſt nehmen und ihn lieben würde, wenn er ihr ewige Treue und Gehorſam angelobte? „Warum nicht? — ſprach die Dame, Biſt du nicht ein Edelmann, biſt du nicht ein hübſcher Junge? Haſt du nicht Augen zum ſehen, nicht Ohren zum hören, nicht Mund und Zunge zum reden, nicht Arme und Hände zum dienen, nicht Beine und Füße zum gehen, nicht Herz und Körper, um alles, was ſie dich heißen wird, zu vollbringen? Warum näherſt du dich keiner? Glaubſt du, daß eine Dame trotz all des Guten, ſo du an dir haſt, ſo ſehr ihrer Ehre vergeſſen, und dich bitten wird, ſie zu lieben? Wag' es, nähere dich einer! Du mußt den erſten Schritt thun!" — Das war nun deutlich genug, allein für den blöden Jungen wars nichts. „Ach, Madam, ſprach er, lieber ſterben, als abgewieſen werden, und mich dem Spott derjenigen auszuſetzen, die ich mehr als mein Leben lieben würde.„ Und ſomit ſtand er zitternd vor ihr, wie ein armer Sün-

der, den Blick auf die Spitze ihres Pantoffels geheftet. Das rührte die Dame endlich, und um ihn und ſich ſelbſt nicht länger zu quälen, ſprach ſie: „Nun denn, verſprich mir bey deiner Ehre und bey Gott, keiner lebendigen Seele je ein Wörtchen von dem zu vertrauen, was ich dir jetzt ſagen werde.“ „Ja, ſtotterte der arme Junge, und die Dame ſprach: Nun denn Saintre, wie, wenn ich ſelbſt die Dame ſeyn wollte, von der ich dir ſprach, würdeſt du mir gern dienen?“ Der kleine Saintre, der ehe den Sturz des Himmels, als dieſe Erklärung erwartet hätte, ſtand da, wie vom Blitze gerührt, und, weil er ſich auf den Füſſen nicht mehr halten konnte, fiel er vor ihr hin auf die Kniee, und ſchwur ihr, in allen zu gehorchen, was ſie ihm befehlen würde. Nun war das Intermezzo, worin die Dame den umgekehrten Roman Abeilards und Heloiſens ſpielte, vorüber. Und nun ſetzte ſie gelaſſen ihren Katechismus-Unterricht wieder fort: und befahl ihm die 10 Gebothe Gottes, die ſie ihm vorſagte, genau zu erfüllen, die heil. Jungfrau Mariä beſtändig zu verehren, ſich in jeder Angelegenheit in den Schutz des heil. Kreuzes zu em-

pfeh-

pfehlen, täglich einige Vater unſer zu beten, und ſich den Erzengel Michael, oder Gabriel zu ſeinem Advokaten, Prokurator, oder Ambaſſadeur bey Gott und der heil. Jungfrau zu machen. Hierauf empfahl ſie ihm die 12 Glaubensartikel, die 7 Haupt- und die 4 Kardinaltugenden, dann die 8 Seeligkeiten, und die 7 Werke der Barmherzigkeit. Sie befahl ihm ferner beym Aufſtehen und Schlafengehen das Kreuz zu machen, und ſich fleißig auszukämmen, und die Nägel abzuſchneiden. Und nachdem ſie ihm eine lange Brühe von Schriftſtellern und ariſtoteliſchen Sprüchelchen über den Kopf gegoſſen, ſchloß ſie endlich: — „Wenn du all dieß getreu beobachteſt, ſo werd ich dir Gutes thun, und dich lieben.“ Und Saintre kniete hin, und ſchwur auf die Hand der Dame, wie aufs heil. Evangelium, den Eid der Treue und Folgſamkeit.

Es gehörte allerdings Saintre's weiche, liebende Seele und der ſchöne Mund der Dame dazu, um dieſen ſonderbaren Unterricht in die Länge anziehend zu finden. Glauben Sie indeſſen nicht, verehr. Br.! daß alle Edelknaben durchaus eine ſo ſchulgerechte und gelehrte Bildung erhielten.

Oft brachten ſie ſchon von Hauſe aus dem Schooße ihrer Eltern den Keim einer vortrefflichen Denkart mit ſich, und ich darf zum Beweis deſſen nur jene kurze Lehre anführen, welche die Mutter eines der größten Ritter ſeiner Zeit, des berühmten Bayard, ihrem Sohne auf die Reiſe mitgab, als ihn ſein Vetter als Edelknaben an den Hof des Herzogs von Savoyen führte, *) eine Lehre, die eben ſo einfach, als rührend, alles enthält, was eine Mutter ihrem geliebten Kinde nur immer Vortreffliches ſagen kann, und die dem grundgelehrten Unterrichte der Dame des belles Cousines zum Gegenſtück dienen mag. „Mein Sohn," ſprach ſie, als der Knabe ſchon im Hofe ſeines väterlichen Schloſſes mit ſeinem Vetter und Gefolge reiſefertig zu Pferde ſaß, „mein Sohn, du ziehſt nun zu einem vornehmen Prinzen in den Dienſt. So viel eine Mutter ihrem Kinde befehlen darf, empfehl ich dir 3 Dinge, ſo gut ich es vermag; erfüllſt du dieſe, ſo wirſt du

mit

*) Histoire du Chevalier Bayard. Paris 1616. 4. p. 8. u. f. f.

mit Ehren in der Welt leben. Das erste ist: daß du vor allen Gott fürchtest und ihm dienest, ohne ihn, so viel dir möglich, jemahls zu beleidigen. — Vertrau auf ihn, und er wird dich nie verlassen. Das zweyte ist: sey freundlich und gut mit jedermann, und leg allen Stolz von dir. Diene willig jedem, der dich anspricht. Verläumde niemand, lüge niemahls. Halte dich nüchtern im Essen und Trinken, und fliehe den Müssiggang; denn der ist ein niedriges Laster. Werde nie ein Schmeichler, nie ein Zuträger, damit kommt niemand weit. Sey bieder in Wort und That. Halte, was du versprichst, unterstütze die Armen, beschütze die Wittwen und Waisen; und Gott wird dirs vergelten. Das dritte ist: was dir Gott beschert, theile willig mit den Dürftigen; denn glaube, mein Sohn! vom Allmosengeben ist noch niemad arm geworden: es kömmt dir hundertfältig wieder ein, was du austheilest. — Das ist alles, was ich dir in die Seele legen möchte. Ich und dein Vater werden nicht lange mehr leben, laß uns Gutes hören von dir in unsern letzten Tagen." — mit diesen Worten zog die gute Mutter ein Beutelchen aus der Ta-

ſche, worin 6 Goldſtücke und eine Silbermünze waren, und gab es ihrem Sohn. Winkte dann einem der treuſten Diener, gab ihm ein Päckchen mit Wäſche und andern Bedürfniſſen für ihren Sohn, empfahl ihm ihr Kind und ſteckte ihm zwey Thaler in die Hände für den Knappenaufſeher in Savoyen, daß er Acht haben möchte auf den Jungen, ſchluchzte ihrem Sohne noch ein Gott ſegne dich! nach, der dankend ſein Pferd tummelte, und in froher Erwartung künftiger Dinge zum Schloßhof hinaus und in die weite Welt eilte.

Dieſer Hausunterricht des jungen Bayard war nun freylich ein ganz anderer, als der Hofunterricht des jungen Saintre, aber nicht alle vornehmen Mütter waren ſo vernünftig, als die Mutter des Bayard, und nicht alle Hofdamen ſo gelehrt, wie Dame des belles Cousines. Die Höfe der Fürſten blieben daher noch immer die einzigen Schulen der ſogenannten Courtoisie. Die Vorzüge, die von dieſer Seite einen vollkommenen Ritter ausmachten, waren Beſcheidenheit, Zärtlichkeit, Ehrerbietung, Treue, und der höchſte Grad von Enthuſiasmus für die Schönheit der einmahl gewählten Dame; und dieſe lernte

man

man damahls nirgends, als an den Höfen der Fürſten, wo immer ein groſser Zuſammenfluſs von Damen und Rittern war, und wenn die erſteren die letzteren bildeten, ſo kann man leicht denken, wie genau und vollſtändig hierin ihr Unterricht müſſe geweſen ſeyn, da ihr eigener Vortheil auf dieſen Eigenſchaften ganz beruhte. Und wirklich war dieſer Geiſt der Rittergalanterie das einzige, was den Sitten der damahligen Zeiten einen etwas feineren Anſtrich gab, und den ſonſt durchaus rauhen, kriegeriſchen, unbändigen, und beynahe unmenſchlichen Charakter der Ritterſchaft in etwas milderte. Er war das Werk des weiblichen Geiſtes, und vielleicht das dauerhafteſte, deſſen ſich das ſchöne Geſchlecht rühmen kann. Denn dieſe übertriebene Art der Verehrung des ſchönen Geſchlechts erhielt ſich bis auf unſere Zeiten, nur mit dieſem einzigen Unterſchiede, daſs das, was bey den alten Rittern wirkliche, ungeheuchelte Verehrung und Ergebenheit war, bey den Liebesrittern unſerer Zeiten ein bischen blauer Dunſt, Grimaſſe und eine Art von mechaniſcher Fertigkeit in der ſogenannten feineren Lebensart iſt.

So vollkommen aber der Unterricht, den die

Damen ihren Zöglingen gaben, von der Seite der Liebe war, ſo mangelhaft war er von der Seite der Religion. Die Religion überhaupt war damahls ein Gemengſel von Irthümern und Aberglauben, was konnte ſie nun gar in dem Kopfe eines Frauenzimmers ſeyn? Eine Art von religiöſer Leichtgläubigkeit und Ehrerbietung für Legendenmährchen, Mirakel und geweihte Sachen war alles, was der Knabe lernte, und die ſeltſame Verbindung dieſes Unterrichts mit jenem der Galanterie hatte noch die ſehr natürliche Folge, daß der Knabe ſich früh gewöhnte, ſeine Dame mit Gott zu verwechſeln, und alles, was Bezug auf ſie hatte, mit religiöſen Augen zu betrachten.

Für dieſen Unterricht, deſſen der Knabe am Hofe eines fremden Ritters genoß, mußte er ſeinem Herrn alle kleineren Hausdienſte leiſten. Ihn auf der Jagd, beym Spatzirengehen begleiten, Bothſchaften ausrichten, bey der Tafel aufwarten u. ſ. w. Was die junge Seele des Edelknabens vollends mit dem Geiſt der Ritterſchaft vertraut machte, war das Beyſpiel der Knappen und Ritter, das er täglich vor Augen hatte. Die

der Jugend natürliche Nachahmungssucht machte alle Spiele der Edelknaben unter einander zu Nachahmungen ritterlicher Uebungen. Sich aus ihren Mützen Helme machen, mit Wurfspießen nach dem Ziele werfen, einen Platz angreifen, den andere vertheidigten, sich einander ein Thor oder einen Durchgang streitig machen, waren ihre liebsten Spiele, wobey sie wohl zu Zeiten ein Schwert stahlen, und damit die Stärke ihrer jungen Arme an Hecken und Stauden versuchten.

Und eben dieser Wetteifer so vieler Edelknaben unter einander, dieses beständige Beysammenleben, diese durchgängige Gleichheit ihrer Gesinnungen und Leidenschaften, diese Gewohnheit, sich einander als Kinder eines gemeinschaftlichen Vaters zu betrachten, stiftete in den Herzen der jungen Zöglinge manche innige Lebenslängliche Freundschaften, die sie sich einander im männlichen Alter durch Proben bewiesen, deren sich ein Damon und Pythias nicht geschämt haben dürften.

Dieser Edelknabenstand nun, den ich den ersten Grad des damahligen Ritterordens nennen möchte, war die erste Stuffe zur Würde des Ritters. Er dauerte 7 Jahre, und war ganz gemacht, ei-

nen Ritter zu bilden, wie man ihn nach den damahligen Zeiten haben wollte.

Sobald der Edelknabe ſein 14tes Jahr erreichte, ſah er mit Sehnſucht ſeiner Beförderung zum Knappen entgegen. Der Tag ſeiner Erhebung zu dieſem zweyten Grad der Ritterſchaft war nicht nur für ihn ein feyerlicher Tag, ſondern auch ein Feſt für ſeine Familie, und alle Ritter und Knappen. Er bekam an dieſem Tage das Schwert, und dieſe Feyerlichkeit iſt um einige Jahrhunderte älter, als ſelbſt der wirkliche Ritterſchlag. Der Zeitpunct, in welchem der Knabe mannbar wird, wo alle ſeine Naturkräfte in ihre Beſtimmung und völlige Reife eintreten, verdiente allerdings gefeyert zu werden. Die Römer übergaben an dieſem Tage ihren Söhnen die Prätexta, und ſchon die alten Deutſchen gaben ihnen, wie wir geſehen haben, in einer feyerlichen Verſammlung das Schwert. Die Gewohnheit, dergleichen für die Menſchen wohlthätige Zeitpuncte zu Familienfeſten zu machen, zeigt von einer dankbaren Aufmerkſamkeit auf die Geſchenke der Natur, und verräth wenigſtens mehr wahres Naturgefühl, als der alberne Gebrauch, ſich durch jährlich wie-

der-

derhohlte Glückwünſche an das Glück erinnern zu laſſen, daß man allenfalls Paul, und nicht etwa Thomas, Chriſtoph, oder Kilian heiße.

Der Edelknabe alſo der dieſen glücklichen Zeitpunct erreicht hatte, ward von ſeinen Eltern und Anverwandten feyerlich in die Kirche geführt, hier hörte er eine Meſſe, während welcher ſeine Eltern mit Kerzen in den Händen opfern gingen. Nach Ende derſelben führte man ihn hin zum Altar, auf welchem das für ihn beſtimmte Schwert lag. Der Prieſter nahm daſſelbe, weihte, ſegnete, und gürtete es dem jungen Knappen um die Lenden. Wenn zuweilen die anweſenden Mädchen das Amt, dem Knappen das Schwert umzugürten, verrichteten, ſo war es nicht mehr als billig, daß ſie ihre Theilnehmung und Freude über einen Zeitpunct ſeines Alters äußerten, die für ſie von ſolcher Wichtigkeit war. Man übergab ihm hierauf den Schild und die Lanze des Ritters, in deſſen Dienſt er nun erſt feyerlich trat, und deſſen Schild und Lanze zu bewahren, ein weſentliches Stück des Knappendienſtes ausmachte. Die Sporen, die er ebenfalls jetzt zum erſtenmahle bekam, waren nur

von Silber; denn die goldenen waren, wie wir hören werden, bloß den Rittern vorbehalten.

Nebst dieser Ceremonie hatte die Knappenstuffe schon ihre eigenen Gesetze und Regeln. In einem sehr seltenen, nur neunzehn Quartblätter starken Büchelchen, Ordre de Chevalerie betitelt, das ein abgelebter Ritter verfaßt, und als ein allgemeines Ritual und Gesetzbuch des Ritterordens an den französischen Hof geschickt hatte, und welches zugleich, seines mystischen Inhalts wegen, für die Liebhaber des Geheimnißreichen eine rechte Geistesweide abgeben würde, fand ich folgende Gesetze der Knappenschaft aufgezeichnet:

1tens. Die Wissenschaft und Schule der Ritterschaft besteht darin, daß der Ritter seinen Sohn in seiner Jugend reiten lernen lasse —

2. Ziemt es sich, daß des Ritters Sohn, während er Knappe ist, die Pferde zu besorgen wisse. Denn es ist billig, daß er vorher diene, und Unterthan sey, bevor er Herr wird. Nur aus dem Ritterdienste wird er den Werth und Adel der freyen Ritterschaft kennen.

3tens. Deßhalb soll auch jeder Ritter seinen Sohn in eines andern Ritters Dienste thun, damit

mit er in ſeiner Jugend lerne, bey Tafel vorſchneiden und aufwarten, den Ritter wappnen und kleiden. Denn gleichwie der, welcher ein Schneider oder Schloſſer werden will, vorher als Lehrjunge bey einem Meiſter dienen muß, ſo ſoll auch jeder Edelknabe, der zum Ritterorden gelangen will, vorher bey einem Ritter als ſeinem Meiſter dienen; und gleichwie es unſchicklich wäre, wenn ein Menſch, der ein Schloſſer werden wollte, zu einem Schneider in die Lehre ginge, ſo wär' es auch ungeräumt, wenn ein Knappe die Pflichten des Ritterordens bey einem Manne lernen wollte, der nicht ſelbſt Ritter iſt.

4tens. Auch iſt es dem Knappen nicht genug, daß er dem Ritter diene, die Pferde beſorge, und mit ihm zu Turnieren und Schlachten ziehe: er muß auch die Pflichten des Ritterordens gleich andern Wiſſenſchaften lernen, und man ſoll darüber ein eigen Buch halten, und ihm hierzu eigene Lehrer geben.

Das ſind die Geſetze, die dieß Buch den Knappen vorſchreibt, und wir werden ſogleich ſehen, wie genau der allgemein herrſchende Gebrauch mit dieſen Vorſchriften übereinſtimmte.

Sobald der Edelknabe Knappe war, bekam er ein eigenes Amt am Hofe seines Herrn. Die größeren Ritter hielten schon damals an ihren Höfen alle die Aemter, die nachher Reichswürden geworden sind. Sie hatten ihre Kämmerer, Mundschenken, Truchsessen, Mundbecker, Stallmeister, Kammerjunker u. d. gl. Alle diese Stellen wurden damals mit Knappen besetzt. Nur mit dem einzigen Unterschiede, daß die damaligen Mundschenken den Ritter und seine Gäste wirklich mit Wein bedienten, die Truchsessen wirklich die Tafel deckten, auftrugen und trenchirten, die Kammerjunker den Gästen nach Tische wirklich das Waschbecken reichten, und Abends ihnen die Betten zu recht machten und die Stallmeister wirklich ihres Herrn Pferde besorgten. Der Leibknappe des Herrn, den man auch Ecuyer d'honneur nannte, und der im Kriege seine Fahne tragen, und seinen Waffenruf schreyen mußte, hatte unter ihnen den ersten Rang. Ueberhaupt waren die Knappen näher um ihren Herrn, man vertraute ihnen alle wichtigeren Geschäfte, alle geheimeren Aufträge, und die nähere Verwandschaft der Knappenstuffe mit jener des Rit-

eers schien ihnen ein Recht auf das innige Vertrauen ihres Herrn zu geben, Wichtiger und schwerer, aber auch ehrenvoller war der Knappendienst zur Zeit eines Tourniers oder Kriegs. In solchen Fällen mußte der Knappe seinem Herrn die Rüstung anlegen, ein Dienst, der bey der entsetzlichen Menge von Theilen, aus denen eine ganze Rüstung bestund, wenigstens eben so viele Mühe und Geschicklichkeit forderte, als heut zu Tage eine Kammerjungfer braucht, um ihre Dame in eine vollständige Ballrüstung zu bringen, wobey aber zugleich das kleinste Versehen des Knappen, eine einzige, schlechtgeschnallte Schiene, dem Ritter das Leben kosten konnte. Auch die Sorge für die Pferde war ganz in den Händen der Knappen. Hierzu gehörte nicht weniger Geschicklichkeit, und Götz von Berlichingen rühmt sich in der Lebensbeschreibung, die er von sich selbst verfasset hatte, nicht wenig, daß er während seines Knappendienstes eher alle Pferde seines Herrn gezäumt und gesattelt hatte, ehe dessen 30jähriger Knecht mit einem einzigen fertig werden konnte. *) Ferner

*) Lebensbeschreib. des Götzens von Berlichingen, Nürnb. 1731. 8. S. 19.

ner halfen die Knappen dem Ritter aufs Pferd, und hielten ihm die Steigbügel: sein Helm, sein Schild, sein Schwerdt, und seine Lanze waren in Fällen, wo er sie nicht brauchte, in ihren Händen. Sie hießen daher Schildknappen, oder Knappen, so wie auch der französische Name Ecuyer von Ecu (ein Schild) hergeleitet wird. In Deutschland hieß man sie insgemein Buben. *) Wenn der Ritter ausritt, ritten sie hinter ihm her, wie unsere Reitknechte und hatten sein Fell-eisen rückwärts aufgepackt. Im Kriege hielten sie sich fest hinter ihrem Herrn, beobachteten alle seine Bewegungen, versehen ihn, wenn es Noth war, mit den Waffen, oder mit einem frischen Pferde, parirten, so gut sie konnten, die Hiebe und Stöße aus, die ihn unversehens treffen sollten und suchten ihn auf alle mögliche Weise zu schützen, ohne jedoch selbst zu kämpfen, und die Grenzen einer bloßen Vertheidigung zu überschreiten. So vertraute auch der Ritter die Gefangenen, die er während einem Treffen machte, den Händen seiner Knappen an.

Alle

*) Ebendesselben Lebensbeschreib. S. 7. 11. u. f.

Alle dieſe Haus- und Kriegsdienſte, ſo unbedeutend und vielleicht erniedrigend ſie auch ſcheinen mögen, waren in den Augen des Knappen, ſo vornehm auch ſeine Abkunft immer ſeyn mochte, groß, heilig und ehrenvoll. Die hohen Begriffe, die man von dem ehrwürdigen Charakter der Ritterſchaft allgemein hegte, veredelten die niedrigſten Dienſte in ſeinen Augen, und er hielt es für eben ſo wenig erniedrigend, ſeinem Herrn beym Tiſche Wein einzuſchenken, als es mancher fromme Fürſt noch zu unſern Zeiten unter ſeiner Würde hält, einem Kapuziner, der bey ihm Hofkaplansdienſte verſieht, und den er bey (Tiſch) Tafel ſtatt eines Hofnarren braucht, früh morgens am Altare zu miniſtriren. Kurz der Knappe glaubte mit eben der Täuſchung in ſeinem Ritter den ganzen ehrwürdigen Körper der geſammten Ritterſchaft zu ehren, mit welcher noch heut zu Tage manche fromme Dame in dem Pantoffel des Pabſtes die Religion ſelbſt in eigener Perſon zu küſſen glaubt. Ja wäre Pabſt Hadrian IV. ein Ritter geweſen, Friedrich der Rothbart würde ſichs ohne Befremdung ſeiner eigenen Zeitgenoſſen haben zur Ehre rechnen können, ihm den Steigbügel zu halten.

Die Knappenschaft war an und für sich nichts als eine Art von Noviziat, worinn sich jeder Knappe zum Ritter vorbereiten mußte. Und wirklich machte die ungemeine Stärke und Geschicklichkeit, deren ein Ritter damals im Kriege und bey Turnieren bedurfte, eine längere Vorübung nothwendig. Die Knappen ließen es auch darinn an nichts fehlen, und es ist unglaublich, und weit über die Begriffe unsers Zeitalters, zu welchem Grad von Abhärtung, Stärke und Geschicklichkeit sich es während dieser Prüfungszeit brachten. In der ganzen schweren Rüstung ohne Steigbügel auf ein Pferd springen, mit schweren Lasten einen hohen Berg hinanlaufen, das höchste gesattelte Pferd mit einer Hand an der Mähne, mit der andern am Sattelknopf fassen, und sich über dasselbe, ohne es zu berühren, von einer Seite auf die andere schwingen, an zween nicht zuweit von einander stehenden Mauern, so hoch und schlüpfrig sie auch seyn mochten, mit bloß angestemmten Händen und Füßen hinanklimmen, oder an einer senkrecht an der Wand festgemachten Leiter bloß mit den Händen, oder auch mit einer Hand hinaufklettern, ohne je einen Fuß

in

in die Sproſſen zu ſetzen, waren ihre gewöhnlichen Spielübungen, die freylich in unſerm filigranisirten Zeitalter ſo ſelten geworden ſind, daß wir ſie höchſtens nur noch für Geld zu ſehen kriegen. Auf ihren Zügen mit den Rittern gewöhnten ſie ſich früh an alle Arten von Ungemach, ſie lernten Hitze, Froſt, Hunger, und ſogar Verwundungen ertragen. Als Götz von Berlichingen während ſeines Knappendienſtes bey Friedrich Markgrafen von Brandenburg in einer Schlägerey eine tiefe Wunde in den Kopf bekommen hatte, und ihm nach 6 Tagen ein Ritt bevorſtand, binnen welcher Zeit er beſorgte, nicht heil werden zu können, ſo ſetzte er alle Tage ſeinen Eiſenhut auf die Wunde, um ſich, falls er nicht heil würde, an die Schmerzen zu gewöhnen. *) Außer dieſen beſchwerlichen Prüfungen, womit die Kandidaten der Ritterſchaft ihren Muth und Stärke beweiſen, ſuchten ſie auch ihren Geiſt in allen Tugenden zu üben, die einem ächten Ritter unentbehrlich waren. Eine unerſchütterliche Treue und Ergebenheit gegen

*) Lebensbeſchreib. des Götzens von Berlichingen. S. 31—33.

gen ihren Herrn, die strengsten Grundsätze von Ehre und Redlichkeit, die tiefste Verehrung des schönen Geschlechts, und vor allen jene edlere Rittergalanterie, die aber zum Vorzug der damaligen Zeiten von den unsrigen, mehr in Handlungen als Worten bestand, waren von dieser Seite die Hauptgegenstände ihrer Bemühungen. Sie hatten an den Höfen der Fürsten, wo ihrer oft 50 bis 60 und wohl noch mehr beysammen waren, ihre eigenen Aufseher, oder wie Götz von Berlichingen sie nennt, Zuchtmeister, *) deren Amt es war, über ihre Aufführung und Bildung zu wachen.

Hatten sich nun die Knappen zu Hause in diesen Diensten und Beschäftigungen einige Jahre geübt, so mußten sie auch reisen. Der allgemeine Hang der Ritter zum ewigen Herumziehen auf Abentheuer steckte auch die Knappen mit der Liebe zum Vagabunden-Leben an. Es gab ihrer viele, die auf eigene Faust herumzogen, um sich Ritterverdienste zu sammeln. Der bekannte Ritter Ulrich von Hutten, der schon in seinem Knappen-

*) Ebendaselbst. S. 15.

penſtande nicht nur das Schwerdt, ſondern auch die Feder ſo gut zu führen wußte, daß er ſich mit dem einen den Ritterſchlag, und mit der andern den Lorbeerkranz erwarb, zog ſchon in ſeinem 20. Jahre auf eigene Fauſt in den venetianiſchen Krieg, wo er, wie die Grabſchrift, die er ſich daſelbſt verfertigte, beweiſt, mit Armuth, Froſt, Hunger und Krankheit zu kämpfen hatte. *) Gab es keine Kriege, ſo zogen die Knappen, um ſich Erfahrung zu verſchaffen, in fremde Länder, beſuchten fremde Höfe, beobachteten, ſahen, lernten, und führten eigene Schreibtafeln bey ſich, um alles merkwürdige oder nüzliche aufzuzeichnen, **) auch gaben ſie an fremden Höfen, und ſelbſt bey Turnieren nicht immer bloße Zuſchauer ab. Denn ſie hatten nicht nur ihre kleinen Waffenſpiele, ſondern es ward ihnen auch an dem Vorabend irgend eines großen Turniers erlaubt, in kleineren Kämpfen mit der Lanze (die man Joutes nannte) auf dem Turnierplaze öffentlich in Gegenwart der Ritter und Damen

*) Sieh den deutſchen Merkur. 1776. S. 177.

**) Colombiere Theatre d'honneur. T. I. p. 86.

men ihre Kräfte gegen einander zu verſuchen, und derjenige, der in dieſen Vorſpielen des Turniers den Preis oder Dank erhielt, bekam bey dieſer Gelegenheit nicht nur den lebhafteſten Vorſchmack jener Ehre im großen Turniere zu ſiegen, außer der man damals nichts größeres kannte, ſondern er hatte auch zuweilen, wenn er ſich beſonders auszeichnete, das Glück, das andern Tages beym großen Turniere ſchon als Ritter zu erſcheinen. Wiewohl dieſes Vorrechs den Knappen erſt in ſpäteren Zeiten eingekommt ward, und als ein wirklicher Eingriff in die Ritterrechte mit unter die Urſachen gehörte, welche nach und nach die Ritterſchaft in Verfall brachten.

Hatte nun der Knappe ſeine Zeit gedient, das heißt, hatte er ſieben Jahre durch ſeinem Herrn alle obenerwähnte Dienſte geleiſtet, und hatte er es in allen zu einem Ritter erforderlichen Eigenſchaften zu einem ſo hohen Grad von Vollkommenheit gebracht, daß ſein Meiſter mit ihm zufrieden war, ſo durfte er endlich hoffen, in den Tempel der Ehre eingelaſſen zu werden; denn dieſes noch ſehr gemäßigten Ausdrucks bediente man ſich damals, um die Ritterwürde zu bezeichnen.

Ein und zwanzig Jahre wären die gesetzmäßige Zeit der Ritterstuffe, und wenn der junge Ritterzögling um diese Ehre von seinem Edelknabenstande an eben so lange, als Jakob um seine schöne Rahel dienen müßte, so ist es gewiß, daß ihm bey einer ähnlichen, oder wohl noch größeren Sehnsucht seine 14 Jahre eben so gut 14 Jahrh. scheinen mußten, als sie es jenem geschienen haben. Doch durfte er nicht immer so lange warten; eine höhere Geburt, besondere (D i e n s t e) Verdienste um seinen Herrn, oder eine auszeichnende Geschicklichkeit und Tapferkeit im Turnier oder Kriegsdiensten konnten diesen für ihn so wichtigen Zeitpunkt seines Lebens beschleunigen. Die Prinzen von Frankreich machte man in der Wiege schon zu Rittern, andere erhielten die Ritterwürde im 17. oder auch 15. Jahre, und so wie die Ritterschaft abnahm, ward man in diesem Punkte gefälliger. Doch hegten einige von selbst so überspannte Begriffe von dieser Würde, daß sie sich derselben nicht eher würdig hielten, bis sie eine Reise ins gelobte Land, oder einen Zug gegen die Ungläubigen mitgemacht hatten.

VIII.

Beobachtungen über Oeſterreichs Aufklärung und Litteratur von Blumauer.

In einem Staate, in dem von jeher Liebe zur Lectüre herrſchte, in dem man von jeher die Schriften aller aufgeklärten Nationen las, um deſto gieriger las, jemehr Schwierigkeiten die Neugierde der Leſer reizten, in deſſen aufgeklärterem Theile von jeher Grundſätze und Meinungen keimten, die jeder denkende Kopf wohl im Stillen hegen, aber nicht öffentlich ausbrechen laſſen konnte, wo Wißbegierde dem ſtarken Damme ſeit langer Zeit entgegen arbeitete, und dem Durchbrechen bereits nahe war; in ſo einem Staate mußte auf die Wegräumung der Hinderniſſe, und

die

die Erweiterung der Preßfreyheit nothwendig eine Ueberschwemmung von Broschüren folgen.

Auf welchen hohen Grad schon vor dieser Epoche die Schreibbegierde der Schriftsteller des Landes gestiegen war, bewiesen die zahllosen Leichengedichte, Reden, Träume u. s. w. auf den Tod der seeligen Kaiserinn, und der nicht zu bändigende Eifer, mit welchem viele derselben der Verstorbenen noch ins zweite Jahr hinein nachleyern. Der Werth dieser Gedichte, so verschieden er war, und so zweideutig er allemahl bei bloßen Gelegenheitsgedichten seyn muß, eröffnete dennoch der inländischen Dichtkunst eine nicht zu verachtende Aussicht. Die Schreiblust war nun einmahl rege, und sie schien nur eine kurze Zeit, wie in einer kurzen Sturm prophezeihenden Windstille zu lavieren, als ihr der Ruf der erweiterten Preßfreyheit auf einmahl in die Segel blies. Die kleine Schrift: über die Vorurtheile, die am ersten von dieser größeren Freyheit Gebrauch machte, war der Vorläufer, und gleichsam das Zeichen zum Angriff, das Hunderte zu thun in Bewegung setzte. Man schrieb itzt, von allem, und über alles, man nahm den nächsten

beſten Gegenſtand her, goß eine bald längere, bald kürzere, bald gefalzene, bald ungeſalzene Brühe darüber, und tiſchte ihn dem damahls noch ſehr heißhungrigen Publikum zur Mahlzeit auf. Nichts war von nun an vor der rüſtigen Feder der Autoren ſicher; für 10 Kreuzer konnte man jeden Gegenſtand, er mochte groß oder klein ſeyn, durchgebeutelt leſen, und ein vollſtändiges Verzeichniß all der Von und Ueber, die damahls erſchienen, würde ein Gemählde von der poſſierlichſten Compoſition geben. Ich will zur Probe nur einige dieſer Broſchüren herſetzen.

Ueber die Stubenmädchen in Wien.
Ueber die Kammerjungfern.
Ueber die Bürgermädchen.
Ueber die Halbfräulein.
Ueber die Fräulein in Wien.
Das Lamentabel der gnädigen Frauen.
Ueber die Schwachheiten der gnädigen Frauen des jeniſchen Adels.
Ueber den hohen Adel in Wien.
Ueber Doctoren, Chirurgen, und Apotheker.
Dem Hausherren im Vertrauen etwas ins Ohr.
Ueber die Kaufleute in Wien.

Ueber

Ueber die Dienstleuten.
Ueber die Stutzer in Wien.
Ueber die Kaufmannsdiener.
Ueber die Schneider.
Ueber die Bäcker.
Ueber die Perückenmacher.
Ueber die Friseurs.
Der ehrliche Wastel mit dem Klingelbeutel.
An H. S*. Chef der Maulaffenloge auf dem Graben.
Ueber den Kleiderpracht im Prater.
Ueber die Unterhaltung bey der Tafel zu Schönbrunn.
Ueber den Schwimmer aus Tyrol beym Tabor.
Beurtheilung der Feuerwerke des Stuwer und Mellina.
Ueber die Hetze.
Casperl, das Insect unsers Zeitalters.
Ueber das Nationaltheater.
Ueber den Mißbrauch des Wörtchens Von und Euer Gnaden.
Ueber das Gratuliren.
Ueber die Kleidertracht.
Etwas für die schopfichten Wienerinnen.

Philoſophie der Modeſchnallen.
Ueber die Hochzeiten in Wien.
Das Geſpenſt auf dem Hofe.
Ueber den großen Brand der Magdalenakirche.
Ueber den Selbſtmord bey Gelegenheit des Friſeurs, der ſich erſchoß.
Iſt der Antichriſt blau oder grün?
Ueber die Bruderſchaften.
Ueber die Kirchenmuſik.
Ueber die Nonnen.
Ueber die Tracht der Ordensgeiſtlichen.
Ueber die Reliquien, Opfer und Mirakelbilder.
Von Abſchaffung der Weihnachtsmetten.
Ueber die Univerſität in Wien.
Die Gelehrten im Näſenlande.
Der Glückshafen für gelehrte Maulaffen.
Ueber die zehn Kreuzer-Autoren.
Kaufts allerhand! Kaufts allerhand! Kaufts lang und kurze Waar! ꝛc.

Alle dieſe Broſchüren, davon die meiſten in die Rubrik Maculatur gehören, und noch beyläufig dreymahl ſo viel, erſchienen voriges Jahr in einer Zeit von wenigen Monaten, wurden gekauft und geleſen. — Sie ſind den Titeln nach

ein

ein ziemlich vollſtändiges Repertorium über Wien; aber wehe dem, der daraus Wien beurtheilen wollte! Die meiſten erſchienen blos des Geldes wegen, waren in einem Tage fertig, am zweyten geleſen, und am dritten vergeſſen. Man glaube indeſſen ja nicht, daß man es bey einer Broſchüre über einen Gegenſtand bewenden ließ. Es war beynahe keiner, über den man nicht wortwechſelte. Die Schrift: Ueber die Begräbniſſe, die allerdings viel beſſere Nachfolger verdient hätte, zog 21 Streitſchriften nach ſich, bey welcher Gelegenheit der Ehrw. P. P. Faſt, Curatus zu St. Stephan, mit zweyen von Amtswegen verfaßten Gegenſchriften ſeine rühmliche Schriftſtellerlaufbahn eröffnete. Die Beyträge zur Schilderung Wiens, eine in vielem Betracht merkwürdige Schrift, der zur Empfehlung nichts, als ein den Gegenſtänden mehr angemeſſener Ton fehlte, veranlaßte über 10 Streitſchriften, und ihr haben wir den katholiſchen Unterricht des oberwähnten P. P. Faſt in 10 Theilen, das Stück zu 7 Kreuzer zu danken, durch welchen der eifrige Herr Verfaſſer dem chriſtlichen Fragbüchelunterricht des

16ten Jahrhunderts, der durch die neuen Normalbücher schon beynahe in Vergessenheit gesunken war, wieder auf die Beine geholfen hat.*) Die Schrift: Ueber die Stubenmädchen in Wien, von Herrn Rautenstrauch, war eine der glücklichsten Autorspeculationen für ihn, und die Herren, welche sich an ihn anhiengen. 25 Broschüren schlugen sich für und wider diesen Gegenstand, und bewiesen deutlich, was für einen wichtigen Theil des Publikums die Stubenmädchen ausmachen müssen. Von dieser Zeit an gingen die Manufacturen der Tagesproducte unermüdet fort, und in jedem Monate durfte man auf 50 bis 60 Broschüren sicher Rechnung machen. Jeder Vorfall, jede Tagesneuigkeit ward zur Broschüre, und die alles regierende Göttinn Gelegenheit, die sonst Juvenale und Buttlers zu unsterblichen Werken des Geistes aufrief, amusirte sich in Wien damit, zwey Bogen

lan-

*) Der würdige Herr Probst Anton Witola hat in seinem zweyten Schreiben über die Toleranz diesen katholischen Unterricht nach Verdienst kommentirt.

langen Broschüren das Daseyn zu geben. Die Schriftsteller schienen den Geschmack des Publikums wohl getroffen zu haben, sie verlegten sich auf Persönlichkeiten, Familienvorfälle u. dgl., und Dinge, die sonst nur in vertrauten Kreisen und freundschaftlichen Unterredungen abgehandelt wurden, gingen jetzt durch die Hände eines ganzen Publikums. Aber auch dieser Speisen ward man in die Länge satt, und als man minder gierig zuzugreifen anfing, so war es eine Freude zu sehen, wie mancherley Schilde die Herren aushingen, wie einer des andern Küche verlästerte, wie einer den andern Schmierer schalt, und wie jeder gegen den Schwall von Broschüren loszog, den er mit den seinigen vermehren half. Allein der Käufer wurden demungeachtet weniger, die Verleger behutsamer und ekler, und vermuthlich würde die sichtbar zunehmende Lauigkeit des Publikums den Schreibern nach und nach das Handwerk gelegt haben, hätte nicht die Ankunft des Pabstes dem ganzen Schriftstellerwesen eine neue Schnellkraft und eine andere Wendung gegeben.

Diese zweyte Epoche eröffnete der inländischen

Litteratur eine tröſtlichere, hellere Ausſicht. Männer von beſſern Köpfen ſtanden auf, und ſelbſt viele von denjenigen, deren Schriften bisher eben ſo unbedeutend waren, als die Gegenſtände, welche ſie behandelten, ſchienen nun zu beweiſen, daß es ihnen vorher nur an Materie zum Schreiben gefehlt habe, und daß ihre Schreibſucht ihnen nicht Zeit ließ, auf eine beſſere Wahl der Gegenſtände zu denken. Freylich ſucht der Schriftſteller von Beruf nicht erſt den Stoff, wenn er ſich hinſetzt zu ſchreiben, ſondern der Stoff ſucht ihn, und drängt ihn, wenn er den Mann findet, an das Pult; er nöthigt ihn, ſich der Ideen, die ſich über den einmahl gefaßten Gegenſtand in ihm entwickeln, zu entledigen, das, was er gedacht, beobachtet, entdeckt hat, ſeinen Leſern mitzutheilen, und das iſts, was ſeinen Beruf zum Schreiben ausmacht. Es gibt zwar, wie bekannt, einen noch dringenderen Schriftſtellerberuf, als dieſen, einen Beruf, den man im Magen fühlt, aber den kennt man leider aus ſeinen Früchten, und nie war er vielleicht kenntlicher, als an den unzeitigen Gewächſen, die er in der erſten Periode der Preßfreyheit, auf dem öſterreichiſchen Boden hervor-

vorbrachte. Mit des Herrn Landraths Eybel Abhandlung: Was iſt der Pabſt? begann nun die neuere beſſere Periode der inländiſchen Schriftſtellerey. Eine deutſche, ſelbſt dem Volke verſtändliche Abhandlung über einen Gegenſtand, der bisher entweder bloß lateiniſch, oder nur von proteſtantiſchen Schriftſtellern deutſch, aber immer nur für Sachkündige allein behandelt worden war, würde auch ohne die freymüthige Einſchränkung der päbſtlichen Rechte, die ihren Inhalt ausmachten, Aufmerkſamkeit zu einer Zeit erregt haben, wo der Gedanke Pabſt in den Köpfen einer halben Welt, und vor allen in denen des Wiener Publikums ein ausſchlieſſendes Recht zu walten hatte. Schon der Titel der Schrift war für das Volk, geiſtlichen und weltlichen, adelichen und bürgerlichen Standes, eine kühne vermeſſene Frage, unerhört in den älteren Katechismen, in welche man ſich wohl jede andere Frage, nur niemahls die: Was iſt der Pabſt? erlaubt hatte. Noch weit unverzeihlicher ſchien der Inhalt, und faſt allgemein war die Empörung derjenigen, welche in ihren Klöſtern eine freylich ganz andere Lehre über dieſen Gegenſtand einge-

sogen hatten. Aber was diese Zeloten am meisten wider den Verfasser empörte, waren dessen sechzehen Capitel von Klosterleuten, die mit seiner Abhandlung über den Pabst zugleich erschienen, und gegen ihr unmittelbares Interesse gerichtet waren. Da sie nun gegen diese wenig oder nichts vorbringen konnten, so war es natürlich, daß ihnen die Schrift über den Pabst zum Ableiter ihrer Erbitterung dienen mußte. Sie donnerten von der Kanzel herab gegen den Verfasser, und M. Merz in Augsburg hielt in einer öffentlichen Kontroverspredigt Gericht über ihn. Nichts war bey dieser Gelegenheit lustiger anzusehen, als wie sich die Eiferer auf der Kanzel wandten, und krümmten, um dem Verfasser eins anzuhängen, ohne sich gegen die Grundsätze des Staats und der Censur, welche diese Schrift billigte, zu verstossen. Aber noch eifriger, und folglich noch gröber waren sie mit der Feder. Ein jeder, der dagegen schrieb, nannte seine Lehre echt und uralt, und bedachte unglücklicher Weise nicht, daß die Grundsätze des Mittelalters freylich, leider! uralt, aber die der ersten Kirche noch uralter, und folglich auch echter seyn. Kurz aber

70 Schriften zogen allein für und wider diesen Gegenstand zu Felde, und das Resultat aller Gegenschriften war, daß sie des Verfassers Abhandlung, statt sie zu widerlegen, bekannter, gesuchter, und folglich gemeinnütziger machten. Dies bewies augenscheinlich der erstaunliche Absatz derselben, und die Eilfertigkeit, mit welcher sie ins Lateinische und Französische übersetzt ward. Sogar der Titel dieser Abhandlung schien Epoche zu machen; eine Menge Schriften erschienen von nun an in Gestalt von Fragen, indeß der Verfasser selbst noch einige Gegenstände des Kirchenrechts auf diese Art behandelte, wimmelte es von fragenden Titeln. Man frug:

Was ist der Verfasser der Abhandlung? Was ist der Pabst?

Was ist der Kardinal?

Was soll der Pfarrer seyn?

Was ist die Religion?

Was ist die Kirche?

Was ist der Kaiser?

Was sind die Pflichten gegen Gott?

Was ist der Petent?

Was ist der Teufel?

VIII.

Beobachtungen über Oeſterreichs Aufklärung und Litteratur von Blumauer.

In einem Staate, in dem von jeher Liebe zur Lectüre herrſchte, in dem man von jeher die Schriften aller aufgeklärten Nationen las, um deſto gieriger las, jemehr Schwierigkeiten die Neugierde der Leſer reizten, in deſſen aufgeklärterem Theile von jeher Grundſätze und Meinungen keimten, die jeder denkende Kopf wohl im Stillen hegen, aber nicht öffentlich ausbrechen laſſen konnte, wo Wißbegierde dem ſtarken Damme ſeit langer Zeit entgegen arbeitete, und dem Durchbrechen bereits nahe war; in ſo einem Staate mußte auf die Wegräumung der Hinderniſſe, und

die

die Erweiterung der Preßfreyheit nothwendig eine Ueberschwemmung von Broschüren folgen.

Auf welchen hohen Grad schon vor dieser Epoche die Schreibbegierde der Schriftsteller des Landes gestiegen war, bewiesen die zahllosen Leichengedichte, Reden, Träume u. s. w. auf den Tod der seeligen Kaiserinn, und der nicht zu bändigende Eifer, mit welchem viele derselben der Verstorbenen noch ins zweite Jahr hinein nachleyerten. Der Werth dieser Gedichte, so verschiedener war, und so zweideutig er allemahl bei bloßen Gelegenheitsgedichten seyn muß, eröffnete dennoch der inländischen Dichtkunst eine nicht zu verachtende Aussicht. Die Schreiblust war nun einmahl rege, und sie schien nur eine kurze Zeit, wie in einer kurzen Sturm prophezeihenden Windstille zu laviren, als ihr der Ruf der erweiterten Preßfreyheit auf einmahl in die Segel blies. Die kleine Schrift: über die Begräbnisse, die am ersten von dieser größeren Freyheit Gebrauch machte; war der Vorläufer, und gleichsam das Zeichen zum Angriff, das hundert Federn in Bewegung setzte. Man schrieb itzt, von allem, und über alles; man nahm den nächsten

besten Gegenstand her, goß eine bald längere, bald kürzere, bald gesalzene, bald ungesalzene Brühe darüber, und tischte ihn dem damahls noch sehr heißhungrigen Publikum zur Mahlzeit auf. Nichts war von nun an vor der rüstigen Feder der Autoren sicher; für 10 Kreuzer konnte man jeden Gegenstand, er mochte groß oder klein seyn, durchgebeutelt lesen, und ein vollständiges Verzeichniß all der Von und Ueber, die damahls erschienen, würde ein Gemählde von der possierlichsten Composition geben. Ich will zur Probe nur einige dieser Broschüren hersetzen.

Ueber die Stubenmädchen in Wien.
Ueber die Kammerjungfern.
Ueber die Bürgermädchen.
Ueber die Halbfräulein.
Ueber die Fräulein in Wien.
Das Lamentabel der gnädigen Frauen.
Ueber die Schwachheiten der gnädigen Frauen des leopoldischen Adels.
Ueber den hohen Adel in Wien.
Ueber Doctoren, Chirurgen und Apotheker.
Dem Hausherren im Vertrauen etwas ins Ohr.
Ueber die Kaufleute in Wien.

Ueber

Ueber die Dicasterianten.

Ueber die Stutzer in Wien.

Ueber die Kaufmannsdiener.

Ueber die Schneider.

Ueber die Bäcker.

Ueber die Peruckenmacher.

Ueber die Friseurs.

Der ehrliche Wastel mit dem Klingelbeutel.

An H. S. Chef der Maulaffenloge auf dem Graben.

Ueber den Kleiderpracht im Prater.

Ueber die Unterhaltung bey der Tafel zu Schönbrunn.

Ueber den Schwimmer aus Tyrol beym Tabor.

Beurtheilung der Feuerwerke des Stuwer und Mellina.

Ueber die Hetze.

Casperl, das Inseet unsers Zeitalters.

Ueber das Nationaltheater.

Ueber den Mißbrauch des Wörtchens Von und Euer Gnaden.

Ueber das Gratuliren.

Ueber die Kleidertracht.

Etwas für die schopsichten Wienerinnen.

Philosophie der Modeschnallen.
Ueber die Hochzeiten in Wien.
Das Gespenst auf dem Hofe.
Ueber den großen Brand der Magdalenakirche.
Ueber den Selbstmord bey Gelegenheit des Friseurs, der sich erschoß.
Ist der Antichrist blau oder grün?
Ueber die Bruderschaften.
Ueber die Kirchenmusik.
Ueber die Nonnen.
Ueber die Tracht der Ordensgeistlichen.
Ueber die Reliquien, Opfer und Mirakelbilder.
Von Abschaffung der Weihnachtsmetten.
Ueber die Universität in Wien.
Die Gelehrten im Räsenlande.
Der Glückshafen für gelehrte Maulaffen.
Ueber die zehn Kreuzer-Autoren.
Kaufts allerhand! Kaufts allerhand! Kaufts lang und kurze Waar! ꝛc.

Alle diese Broschüren, davon die meisten in die Rubrik Maculatur gehören, und noch beykäufig dreymahl so viel, erschienen vorriges Jahr in einer Zeit von wenigen Monaten, wurden gekauft und gelesen. — Sie sind den Titeln nach

ein

ein ziemlich vollständiges Repertorium über Wien; aber wehe dem, der daraus Wien beurtheilen wollte! Die meisten erschienen blos des Geldes wegen, waren in einem Tage fertig, am zweyten gelesen, und am dritten vergessen. Man glaube indessen ja nicht, daß man es bey einer Broschüre über einen Gegenstand bewenden ließ. Es war beynahe keiner, über den man nicht wortwechselte. Die Schrift: Ueber die Begräbnisse, die allerdings viel bessere Nachfolger verdient hätte, zog 21 Streitschriften nach sich, bey welcher Gelegenheit der Ehrw. P. P. Fast, Curatus zu St. Stephan, mit zweyen von Amtswegen verfaßten Gegenschriften seine rühmliche Schriftstellerlaufbahn eröffnete. Die Beyträge zur Schilderung Wiens, eine in vielem Betracht merkwürdige Schrift, der zur Empfehlung nichts, als ein den Gegenständen mehr angemessener Ton fehlte, veranlaßte über 10 Streitschriften, und ihr haben wir den katholischen Unterricht des oberwähnten P. P. Fast in 10 Theilen, das Stück zu 7 Kreuzer zu danken, durch welchen der eifrige Herr Verfasser dem christlichen Fragbüchelunterricht des

rten Jahrhunderts, der durch die neuen Roßmalbücher schon beynahe in Vergessenheit gerathen war, wieder auf die Beine geholfen hat.*) Die Schrift: Ueber die Stubenmädchen in Wien, von Herrn Rautenstrauch, war eine der glücklichsten Autorspeculationen für ihn, und die Herren, welche sich an ihn anhiengen. 25 Broschüren schlugen sich für und wider diesen Gegenstand, und bewiesen deutlich, was für einen wichtigen Theil des Publikums die Stubenmädchen ausmachen müssen. Von dieser Zeit an gingen die Manufacturen der Tagesproducte unermüdet fort, und in jedem Monate durfte man auf 50 bis 60 Broschüren sicher Rechnung machen. Jeder Vorfall, jede Tagesneuigkeit ward zur Broschüre, und die alles regierende Göttinn Gelegenheit, die sonst Juvenals und Rattlers zu unsterblichen Werken des Geistes aufrief, amusirte sich in Wien damit, zwey Bogen

lang

*) Der würdige Herr Probst Anton Witola hat in seinem zweyten Schreiben über die Toleranz diesen katholischen Unterricht nach Verdienst kommentiret.

langen Broschüren das Daseyn zu geben. Die Schriftsteller schienen den Geschmack des Publikums wohl getroffen zu haben, sie verlegten sich auf Personalitäten, Zänkereyvorfälle u. dgl.; und Dinge, die sonst nur in vertrauten Kreisen und freundschaftlichen Unterredungen abgehandelt wurden, gingen jetzt durch die Hände eines ganzen Publikums. Aber auch dieser Speisen ward man in die Länge satt; und als man nun wieder gierig zuzugreifen anfing, so war es eine Freude zu sehen, wie mancherley Schilde die Herren aushingen, wie einer des andern Küche verlästerte, wie einer den andern Schmierer schalt, und wie jeder gegen den Schwall von Broschüren loszog, den er mit den seinigen vermehren half. Allein der Käufer wurden demungeachtet weniger, die Verleger behutsamer und stiller, und vermuthlich würde die sichtbar zunehmende Lauigkeit des Publikums den Schreibern nach und nach das Handwerk gelegt haben, hätte nicht die Ankunft des Pabstes dem ganzen Schriftstellerwesen eine neue Schnellkraft und eine andere Wendung gegeben.

Diese zweyte Epoche eröffnete der inländischen

Litteratur eine tröſtlichere, hellere Ausſicht. Männer von beſſern Köpfen ſtanden auf, und ſelbſt viele von denjenigen, deren Schriften bisher eben ſo unbedeutend waren, als die Gegenſtände, welche ſie behandelten, ſchienen nun zu beweiſen, daß es ihnen vorher nur an Materie zum Schreiben gefehlt habe, und daß ihre Schreibſucht ihnen nicht Zeit ließ, auf eine beſſere Wahl der Gegenſtände zu denken. Freylich ſucht der Schriftſteller von Beruf nicht erſt den Stoff, wenn er ſich hinſetzt zu ſchreiben, ſondern der Stoff ſucht ihn, und drängt ihn, wenn er den Mann findet, an das Pult; er nöthigt ihn, ſich der Ideen, die ſich über den einmahl gefaßten Gegenſtand in ihm entwickeln, zu entledigen, das, was er gedacht, beobachtet, entdeckt hat, ſeinen Leſern mitzutheilen, und das iſts, was ſeinen Beruf zum Schreiben ausmacht. Es gibt zwar, wie bekannt, einen noch dringenderen Schriftſtellerberuf, als dieſen, einen Beruf, den man im Magen fühlt, aber den kennt man leider aus ſeinen Früchten, und nie war er vielleicht kenntlicher, als an den unzeitigen Gewächſen, die er in der erſten Periode der Preßfreyheit, auf dem öſterreichiſchen Boden her-

vorbrachte. Mit des Herrn Landraths Sybel Abhandlung: Was ist der Pabst? begann nun die neuere bessere Periode der inländischen Schriftstellerey. Eine deutsche, selbst dem Volk verständliche Abhandlung über einen Gegenstand, der bisher entweder blos lateinisch, oder nur von protestantischen Schriftstellern deutsch, aber immer nur für Sachkündige allein behandelt worden war, würde auch ohne die freymüthige Einschränkung der päbstlichen Rechte, die ihren Inhalt ausmachten, Aufmerksamkeit zu einer Zeit erregt haben, wo der Gedanke Pabst in den Köpfen einer halben Welt, und vor allen in denen des Wiener Publikums ein ausschliessendes Recht zu wahren hatte. Schon der Titel der Schrift war für das Volk, geistlichen und weltlichen, adelichen und bürgerlichen Standes, eine kühne vermessene Frage, unerhört in den älteren Katechismen, in welche man sich wohl jede andere Frage, nur niemahls die: Was ist der Pabst? erlaubt hatte. Noch weit unverzeihlicher schien der Inhalt, und fast allgemein war die Empörung derjenigen, welche in ihren Klöstern eine freylich ganz andere Lehre über diesen Gegenstand einge-

so-

sogen hatten. Aber was diese Zeloten am meisten wider den Verfasser empörte, waren dessen sechzehen Capitel von Klosterleuten, die mit seiner Abhandlung über den Pabst zugleich erschienen, und gegen ihr unmittelbares Interesse gerichtet waren. Da sie nun gegen diese wenig oder nichts vorbringen konnten, so war es natürlich, daß ihnen die Schrift über den Pabst zum Ableiter ihrer Erbitterung dienen mußte. Sie donnerten von der Kanzel herab gegen den Verfasser, und M. Merz in Augsburg hielt in einer öffentlichen Kontroverspredigt Gericht über ihn. Nichts war bey dieser Gelegenheit lustiger anzusehen, als wie sich die Eiferer auf der Kanzel wandten, und krümmten, um dem Verfasser eins anzuhängen, ohne sich gegen die Grundsätze des Staats und der Censur, welche diese Schrift billigte, zu verstossen. Aber noch eifriger, und folglich noch gröber waren sie mit der Feder. Ein jeder, der dagegen schrieb, nannte seine Lehre echt und uralt, und bedachte unglücklicher Weise nicht, daß die Grundsätze des Mittelalters freylich, leider! uralt, aber die der ersten Kirche noch uralter, und folglich auch echtes seyn. Kurz aber

70 Schriften zogen allein für und wider diesen Gegenstand zu Felde, und das Resultat aller Gegenschriften war, daß sie des Verfassers Abhandlung, statt sie zu widerlegen, bekannter, gesuchter, und folglich gemeinnütziger machten. Dies bewies augenscheinlich der erstaunliche Absatz derselben, und die Eilfertigkeit, mit welcher sie ins Lateinische und Französische übersetzt ward. So gar der Titel dieser Abhandlung schien Epoche zu machen; eine Menge Schriften erschienen von nun an in Gestalt von Fragen, indeß der Verfasser selbst noch einige Gegenstände des Kirchenrechts auf diese Art behandelte, wimmelte es von fragenden Titeln. Man frug:

Was ist der Verfasser der Abhandlung? Was ist der Pabst?

Was ist der Kardinal?

Was soll der Pfarrer seyn?

Was ist die Religion?

Was ist die Kirche?

Was ist der Kaiser?

Was sind die Pflichten gegen Gott?

Was ist der Atheist?

Was ist der Teufel?

Was sind die Wiener Schriften überhaupt?

Und man würde vielleicht noch mehr gefragt haben, wenn das Antworten nicht so schwer wäre. Wenigstens machte ein Gegner dieser Herren Fragesteller die feine Bemerkung: daß ein Naar mehr fragen könne, als zehn Weise beantworten.

Noch eine Schrift, über welche bey Gelegenheit der Ankunft des Pabstes bis Ekel gestritten ward, war: Die Vorstellung an seine päbstliche Heiligkeit Pius VI. von Herrn Rautenstrauch. Der Ehrw. P. P. Fast, der sichs nun einmahl zum Geschäft gemacht zu haben scheint auf der erzbischöflichen Warte die Aspekten der Aufklärung am Wiener Horizonte zu beobachten, konnte diesen Irrstern nicht unangehalten vorbeylassen. Er glaubte an demselben durch sein altes Sehrohr eine Menge Flecken wahrzunehmen, und, ohne erst zu untersuchen, ob diese Flecken nicht etwa an den Gläsern seines eigenen Tubus befindlich seyn, ereiferte er sich dagegen in einem Tone, der in den Zeiten, da man mit Fäusten schrieb, einem Wellinger Ehre gemacht haben würde. Herr Rautenstrauch, der keinem seiner Gegner gern den

letz-

letzte Wort läßt, fing an Episteln an ihn zu schreiben, deren keine unbeantwortet blieb; und hieraus entstand jener artige Briefwechsel, der, wenigstens von Seite des Ehrw. P. P. Fasts einen herrlichen Beytrag zu deutschen Epistolis obscurorum virorum abgeben würde. Unstreitig bleibt Herrn Rautenstrauch bey diesem Handel die Ehre einer ungleich größeren Mäßigung, und die noch größere, der Verfasser einer Schrift zu seyn, wie seine Vorstellung ist.

Es erschienen in dieser zweyten Schriftstellerperiode, welche den Papst zum Gegenstand hatte, noch mehrere sehr gut geschriebene Abhandlungen, deren Auseinandersetzung mich zu weit führen würde. Genug, aus allen zusammengenommenen, ergiebt sich der Schluß, daß sich von dem jungen Nachwuchs der Autoren — derjenigen versteht sich, die nicht Pfuscher sind — wenn nicht Schreibbegierde allein sie leiten, und Ueberlegung die aufbrausende Hitze mäßigen wird, noch viel Gutes hoffen läßt.

Mit dem Institute der Predigerkritik begann für Wien eine neue Schriftstellerperiode, die sowohl wegen der Wichtigkeit des

Gegenſtandes, als ihrer unſtreitigen Gemeinnützigkeit merkwürdig iſt. Wie wichtig die Rolle eines Predigers, und wie groß der Einfluß eines öffentlichen Redners auf das Volk von jeher geweſen ſey, beweiſet die durch alle Nationen und Alter immer gleich fortlaufende Erfahrung von den Sophiſten Griechenlands an, bis auf die herumziehenden Bußprediger unſerer Zeiten. Unzählig ſind die Beyſpiele, daß eine ſchwärmeriſche Rede feige Memmen zu Helden, und gutwillige Schaafe zu reißenden Wölfen machte. Nicht ſelten haben Prediger ihre Macht über das menſchliche Herz bis auf einen unerklärbaren Punkt getrieben; und daher kam es, daß man das, was ſie von der Kanzel herab wirkten, ſo oft Mirakel nannte. Noch mehr: ein nur mittelmäßiger Redner läßt an unmittelbaren Einfluſſe auf ſein Volk ſelbſt den beſten Schriftſteller weit hinter ſich zurück. Nie wird ein Raynal ſeinen Leſern das werden, was Ziska auf ſeiner Tonne den Huſſiten ward. Der Grund hievon liegt in der Natur der Sache. Der Redner hat nicht nur alle Vortheile des Schriftſtellers, ſondern er hat noch weit mehr, um auf ſein Volk zu wirken.

Die Art, mit welcher beyde ihre Gedanken und Empfindungen mittheilen, iſt unendlich verſchieden. Das Mittel zur Wirkung iſt bey dem Schriftſteller nur der todte Buchſtabe, bey dem Prediger das lebendige Wort: der Prediger iſt gegenwärtig, um jedes ſeiner Worte durch Ausdruck und Geberde zu unterſtützen, und wirkt alſo auf zween Sinne zugleich: der Schriftſteller iſt abweſend, bleibt ungeſehen, und kann nur auf einen Sinn wirken. Der Redner wirkt auf Tauſende zugleich, und hat da den wichtigen Vortheil, daß der gerührte Zuhörer den ungerührten bewegt, und das Beyſpiel des größeren Theiles den kleineren mit anſteckt. Den Schriftſteller lieſt jeder allein, und der Leſer ſieht keine Mitgerührten um ſich, die ſeine Empfindungen unterſtützen oder heben könnten. Der Redner kann fortreiſſen, wo er will, und zurückhalten, wo es ihm beliebt: den Lauf des Schriftſtellers kann jede Kleinigkeit hemmen, und ſeine Ruhepunkte werden mit einem Blick überſprungen. Das Publikum des Redners iſt gleichartiger, es iſt ihm mehr bekannt, um auf ſelbes zu wirken. Das Publikum des Schriftſtellers iſt die Welt, un-

endlich mannigfaltig an Denkart und Empfindungsvermögen, er kennt ſeine Leſer nur nach dem allgemeinen Begriffe der Menſchen, und hat nur entfernte, unbeſtimmte Mittel, um auf ſie wirken zu können. Aus dieſer Vergleichung, die allerdings noch weiter geführet werden könnte, wird es einleuchtend klar, daß der Prediger von ungleich größerem Einfluß ſeyn müſſe, als der Schriftſteller, daß dieſer nur nach und nach Proſelyten machen, jener aber augenblickliche Empörungen veranlaſſen, und folglich gefährlicher werden könne, und daher in einem Staate eine noch weit ſtrengere Aufſicht verdiene, als ſelbſt der Schriftſteller.

Dieſe allgemeinen Betrachtungen, die, wie alles Allgemeine, ihre Ausnahme, und Einſchränkungen wohl haben mögen, machen die bisherige gänzliche Cenſurfreyheit aller öffentlichen Predigten ſehr auffallend, aber noch auffallender die Klagen derjenigen, die ſich berechtigt glaubten gegen ein Inſtitut zu murren, welches allein dieſen Mangel einer öffentlichen Aufſicht einigermaßen erſetzen kann. Seit der Zeit, da die Pfarrer den Beſitz der Kanzel mit den Mönchen zu theilen

ren anfangen, iſt eine ſolche Aufſicht um ſo nöthiger, da man weiß, was für Aberglauben und Irrthümer dieſe Gattung Prediger nicht ſelten unter dem Volke verbreitet, und wie oft ſie den Predigtſtuhl zum Pranger der Pfarrer, der Obrigkeiten, und ſelbſt ihrer Zunftgenoſſen, gemacht haben. Iſt alſo das Inſtitut der Predigerkritiker von dieſer Seite ein unentbehrlicher Zaum, ſo dient ſelbes zugleich von der andern Seite den Predigern zum Sporn, mehr Fleiß auf ihre Predigten zu verwenden, und den Orden ſelbſt zum Antrieb, ihre Subjekte beſſer zu wählen, und keinem eine Kanzel zu vertrauen, welcher unfähig iſt, derſelben Ehre zu machen. Dieſe ſtrenge Auswahl iſt um ſo nöthiger, da man leider! aus Erfahrung weiß, was für Subjekte nicht ſelten die Kandidaten der meiſten Mönchsorden waren. Wenigſtens hat mich ſelbſt ein würdiger Profeſſor einſt verſichert, und mit Vorweiſung ſeiner Schulliſten überzeugt, daß er ſeit vielen Jahren her, von zwey bis dreyhundert ſeiner jährlichen Schüler um die Hälfte des Jahrs immer ein Drittel mit Atteſtaten der zweyten oder gar der dritten Klaſſe ausgemuſtert,

und in die Kapuziner- und Franziskanerklöster abgesetzt habe.

So einleuchtend nun die Nothwendigkeit irgend einer Art von öffentlicher Aufsicht über die Prediger jedem unbefangenen Kopfe seyn muß so nichtig sind anderer Seits die Gründe, welche die Vertheidiger einer unbeschränkten Kanzelfreyheit diesem Institute entgegen stellen. Alle ihre Gründe, in so mancherley Formen sie dieselben auch einkleiden, laufen immer in den Punkt zusammen: daß eine öffentliche profane Kritik das Ansehen des Worts Gottes entkräfte, und der Ehrerbietung, die man den Verkündern desselben schuldig ist, zuwider sey. Zween Einwürfe, die kaum einer Widerlegung werth sind. Erstens, ist wohl das alles Gottes Wort, was ein Prediger spricht? Ich traue jedem Prediger zu viel Ehrerbietung gegen seinen göttlichen Lehrer zu, als daß ich je glauben wollte, daß einer kühn genug sey, dem allerweisesten Wesen sein, oft so unlogischen Schlüsse, seine Lappereyen, seine lieblosen Ausfälle, und seinen Legendenkram als eigen Wort unterzuschieben. Sind zweytens

tens selbst ihre Auslegungen des göttlichen Wortes immer logischrichtig, und dem Menschenverstande gemäß? man lese die wöchentlichen Wahrheiten der Kritiker, und man wird fast in jedem Stücke Beyträge zur Verneinung dieser Frage finden. Man halte die Textverdrehungen eines Bruders Gerundio *) ja nicht für übertrieben. So ungereimt selbe sind, so gewöhnlich sind sie nicht nur bey spanischen, sondern auch bey deutschen Predigern. Man höre zum Beweis ein Beyspiel aus einer Wiener Predigt welches eine kaum fünf Jahr alte Thatsache ist. Es war eine Fastenpredigt, in welcher der Pre-

di-

*) Franz Isla, ein spanischer Jesuit, auf dem der Geist des Cervantes ruhte, stellte im Jahr 1758 in seinem Kanzeldonquischotte, den er Bruder Gerundio nannte, den Predigern seiner Zeit ihr eigenes Ebenbild zum Spektakel dar. Dieses vortrefliche Buch, welches Bertuch unter dem Titel: Geschichte des berühmten Predigers Bruder Gerundio von Campazas. Leipzig 1773. 2. Bände gr. 8. ins Deutsche übersetzt hat, ist die angenehmste und lehrreichste Lektüre für Prediger aller Nationen und Zeiten.

digen seine Zuhörer zur Enthaltung von Fleischspeisen ermahnte, und ihnen den Abscheu vor den Fastenspeisen benehmen wollte. Unter andern Beweisen führte er das Beyspiel des jungen Tobias an, wie derselbe mit dem Engel in die Ferne gegangen sey, ein Mittel für das verlorne Augenlicht seines Vaters zu suchen, und wie er, als ihm der Engel einen großen Fisch gezeigt, vor demselben aus Furcht zurück gebebt, von dem Engel aber ermuntert worden sey, ihn herzhaft anzugreifen: „Also," fuhr der Prediger ohne zu lachen fort, „also auch ihr, meine Zuhörer, fürchtet euch nicht vor dem Tisch, ergreifet ihn herzhaft, er wird euch nicht beissen, u. s. w." Jede Textverdrehung ist kraftlos für den Verstand, und leitet zu Trugschlüssen, die den Mann, der sie einsieht, empören, statt ihn zu überzeugen, jedes Legendenmärchen macht den Prediger in den Augen des vernünftigen Zuhörers entweder zum Heuchler, den er verachten, oder zum leichtgläubigen Kinde, das er bemitleiden muß. Und dieß ist, womit Prediger selbst ihr Wort entkräften; die Kritik thut das Gegentheil, sie will, daß Gottes Wort in dem Munde der Pre-

di-

diger nicht kraftlos werden soll. Und wie kann endlich eine öffentliche Rüge der Kanzelgebrechen der Ehrerbietung zuwider seyn, die man den Predigern schuldig ist? Jede Ehrerbietung, die nicht persönliches Verdienst zum Grunde hat, wird Satyre für den, dem sie erwiesen wird, man ehret den Mann des Kleides deswegen. Die Kritik will den Predigern nicht ihre Ehre nehmen, sie will ihnen Ehre geben: und giebt sie nicht dem Ehre, dem Ehre gebührt? —

Genug zur Apologie eines Institutes, dessen bescheidener Tadel nur dann aufhören kann, wenn die Prediger aufhören werden, ihm Stoff zum Tadel zu geben. — Das Institut selbst war eigentlich eine bessere Nachahmung eines ähnlichen Institutes in Prag, die Geisel der Prediger genannt, das aber, weil es seinem Endzwecke in der Ausführung minder entsprach, aufhörte. Die bloße Ankündigung dieses Instituts in Wien erregte schon Aufstand. Der verjährte Brauch einer bisherigen gänzlichen Unfehlbarkeit auf der Kanzel sollte nun dem Urtheile weltlicher Richter ausgesetzt seyn? P. Pechlin Lehrer der Beredsamkeit in dem erzbischöflichen

Alumnate, war der erste, den die bloße Ankündigung als eine Herausforderung entsetzte, und dem Feind, den er noch nicht kannte, beherzt vor die Stirne trat. Mit einem Feind entbinden wollen, den man noch nicht kennt, heißt nach der Regel der Kriegskunst — Tollkühnheit! Bey A. Pachlia war es, wie man aus seinem Fehdebrief, den er im Wiener Diarium seinen Gegnern zusandte, schließen konnte, Selbstgefühl seiner Stärke und Bewußtseyn seiner Unfehlbarkeit. Er lud seine sämmtlichen Gegner nach Wösendorf ein, um sich da mit ihnen auf der Kanzel zu messen, und das ungefähr in den Ausdrücken, deren sich einst der große Goliath gegen den kleinen David bediente. Die Gegner erschienen, die Predigt begann, und der Riese fiel noch vor dem ersten Stein aus der Schleuder seiner Kritiker. Er raffte sich auf, und zog nun als Schriftsteller aus, und fiel wieder, schwerer als zuvor. Er kam nun in Person eines Fleischhackers, und that zum drittenmahl einen Fall, der nun deutlich bewies, daß es den Kritikern weit weniger Ehre gemacht habe, über so einen Gegner zu siegen, als es ihnen gemacht haben würde, wenn sie

nach dem Fehdehandschuh eines Mannes, der so wenig Ritter war, gar nie gegriffen hätten.

So verdächtig nun P. Pochlin selbst durch diese Art zu ſtreiten ſeine eigene Sache gemacht hatte, ſo fand er doch bald an dem mehrgedachten P. P. Fast einen würdigen Gehülfen. Dieſer eifrige Mann, der den bisherigen Papierverderbern getreulich geholfen hatte, das weiße Papier zu vertheuern, und das gedruckte wohlfeiler zu machen, fand die Wachſamkeit der Cenſur über die Predigerwahrheiten unzureichend, und hielt es für Pflicht, über dieſelben eine Art von Superreviſionsgericht zu halten. Es that dieß, und thut es noch jetzt in ſeiner katholiſchen Prüfung der Predigerwahrheiten, die bereits auf 9 Stücke gediehen, und in ſeiner bekannten Urmanier geſchrieben iſt.

Noch weit mehr ward dieſes Inſtitut von der Kanzel herab angegriffen. Es ward bald der allgemeine Gegenſtand der öffentlichen Kanzelreden, und die meiſten Prediger zeigten ſelbſt bey dieſer Gelegenheit deutlich, wie ſehr es ihnen zur Gewohnheit geworden ſey, die geheiligte Stätte zum Tummelplatz perſönlicher Leidenſchaften zu ma-

chen, und wie wenig die Heiligkeit des Orts vor Entheiligung schere. Kurz, sie bewiesen selbst, wie sehr sie einer öffentlichen Aufsicht vonnöthen haben. Das Auffallendste bey dieser Sache war, daß Männer, die im Predigeramte beynahe grau geworden, die ein Recht zu haben glaubten, sich jüngern Predigern zu Lehren und Mustern aufwerfen zu dürfen, gerade die lautesten Beweise von jugendlicher Hitze, und gereizter Leidenschaft gaben, und bey dem ersten Anlasse des kleinsten Tadels so ganz vergassen, daß Sanftmuth und Bescheidenheit die wesentlichsten Eigenschaften eines Verkünders der Lehre Christi seyn. Kurz, Männer, die von Amtswegen uns ermahnen, Uebel in Geduld zu leiden, konnten die Wahrheit nicht vertragen, und zeigten uns von Neuem die leidige, weite Kluft, welche die Worte von den Werken trennet.

Nun ein paar Worte von der Predigerkritik selbst! Der Endzweck dieses Instituts ist zweyfach. Es soll ein Zaum und ein Sporn für die Prediger, und ein Belehrungs- und Verwahrungsmittel für die Zuhörer seyn. Der erste Endzweck fordert freymüthigen, bescheidenen Tadel,

ohne

ohne Ansehung der Person, wo was zu tadeln
sey, und gerechtes unpartheyisches Lob dessen, was
Lob verdient. Der zweyte Endzweck fordert Aufklärung über Dunkelheiten, Berichtigung irriger Meinungen, Unterscheidung zwischen wesentlichen und unwesentlichen, nützlichen und schädlichen, übergläubischen und erbaulichen Religionsbegriffen, genaue Kenntniß der geistlichen und weltlichen Gewalt, und der Grenzlinie zwischen beyden, und endlich das Zutrauen der Leute, dazu nur aufrichtige Wahrheitsliebe, Mäßigung und Bescheidenheit ein gegründetes Recht geben können. Daß die Predigerkunst viele dieser Forderungen erfülle, ist unläugbar, obwol auch eben so unläugbar ist es, daß sie noch viel mehr leisten könnten, als sie wirklich leisten. Wenigstens weiß ich nicht, was ist ein ganzer Haufen voll Persönlichkeiten von sich und den Predigern zur Erreichung des doppelten Endzwecks beytragen soll. Wozu die ewigen Redereyen auf jeden Ausfall eines Predigers? Das Publikum weiß ohnehin, daß Prediger Menschen sind, und das alte Sprichwort: Wie man in den Wald schreyet, so hallts wieder — so sehr es in

der

der Schriftstellerwelt Mode ist — soll wenigstens hier nicht statt haben. Der Schriftsteller, der von der Güte seiner Absichten überzeugt ist, hält sich bloß an die Sache, geht festen Schritts seinen Weg fort, und sieht sich nicht um nach dem Gebelle, das sich von dieser oder jener Seite hören läßt. Nebst einer gröſseren Mäſsigung wäre den Verfassern auch oft mehr Klugheit in Ausrottung der Vorurtheile, und Betreibung des Aufklärungsgeschäftes zu empfehlen. Sie scheinen hierin oft zu hastig, und schneiden einen Knoten mitten entzwey, den sie nach und nach auflösen sollten. Das Werk der Aufklärung ist seiner Natur nach allmähligen Ganges: das Verlernen von Dingen, die einmahl fest in den Kopf gehämmert sind, fordert viel mehr Zeit, als das Lernen; und Aberglaube und Vorurtheil, die leisen Ganges geschlichen kamen, und nach und nach unvermerkt Platz griffen, lassen sich nicht auf einmahl aus ihrer Veste jagen, sie müssen so fortgeführt werden, wie sie gekommen sind. — Diese Erinnerungen schienen mir nöthig zu seyn, für ein Institut, das alles erfüllen muß, was man seiner Natur nach davon erwarten kann.

Die

Die übrigen kleineren Schriften dieser dritten Periode waren meist ein leidiges Durcheinander; Gegenstände der Religion fingen wieder mit allerley Von und Ueber abzuwechseln an, und viele Schriften schienen nur der einmahl in Gang gebrachten Schreibegewohnheit der Hände ihr Daseyn zu danken. Und da, wie natürlich, der Kopf den Händen nicht immer folgen kann, so paßten einige jede Gelegenheit ab, und suchten ihre Schreibmaterialien auf der Gasse. Sobald der Pöbel was zu sprechen hatte, hatten sie was zu schreiben, und wie der Hunger gierig an einer harten Brodkruste nagt, so nagte ihre Schreibsucht heißhungrig an jedem Gassenspektakel. Die öffentliche Arbeit der geschornen Verbrecherinnen war ihnen ein willkommener Stoff. Sogar die Musen mußten sich von ihnen zu diesem Gegenstande brauchen lassen, aber die Lieder, welche sie zur Welt brachten, sahen leider eben so aus, wie die Musen, welche sie zu Gesängen begeistert hatten. Wobey sie noch die lächerliche Irrung begingen, die Criminalverbrechen mit den Polizeybetretungen zu vermengen, und alle geschorne Verbrecherinnen für Gassenphrynen auszugeben, ver-

muth-

mählich weil sie von ihren Gegenständen begeistert, es ihnen nicht ansahen, daß so eine Vermuthung die gröbste Satyre auf ihr eigenes männliches Geschlecht sey.

Dem unbefangenen Beobachter, der nun den gegenwärtigen Zustand des Schriftstellerwesens mit dem vorigen zusammen hält, und den Bezug desselben auf Religion, Staat, und Wissenschaften beobachtet, stellen sich von selbst folgende Beobachtungen dar.

Widerspruch war von jeher die Quelle neuer Entdeckungen in dem Reiche der Wissenschaften. Geschwindere Aufklärung, tiefere und gründlichere Kenntnisse, festere Ueberzeugung bey denen, auf deren Seite die Wahrheit ist, waren von jeher die unmittelbaren Folgen desselben. Der menschliche Geist gleicht einem Feuersteine, aus dem nur auf den Gegenschlag des Feuerstahles Licht fährt. Auf die nämliche Art, wie die Wilden in Amerika Feuer machen, erhielten die Europäer Aufklärung und Licht, sie rieben Geist auf Geist, wie jene Holz auf Holz. Widerspruch erzeugt Anstrengung des Geistes, öffnet neue Aussichten, treibt den Geist in unbekannte Gegenden, und

ver=

verlängert und verstärkt die Kette des menschlichen Wissens. Die Geschichte aller Wissenschaften bestätiget diese Wahrheit. Wo man am meisten widersprach, rückte man am geschwindesten vorwärts, daher der in Vergleichung mit anderen Wissenschaften kaum glaubliche Vorsprung, den schon die Griechen in der Philosophie machten. Wie eine Sekte gegen die andere verlor, gewann die Philosophie. Eben so im Fache der Religion. Die besten Schriften der Kirchenlehrer haben wir den Einwürfen ihrer Gegner zu danken; und daß in den finstern Zeiten des Christenthums der Widerspruch seine wohlthätige Wirkung verlor, das machten die römischen Censuren und Interdikte, die den menschlichen Verstand in Fesseln legten, und zur Unthätigkeit verdammten.

Wenn man nun diese Beobachtungen auf den Widersprechungsgeist unserer Zeloten, die sich gegen jeden neuen Vorschritt der Aufklärung, gegen jede zum Wohl der Menschheit gemachte Verordnung so sehr ereifern, anwendet, so ergibt sich der Schluß, daß diese Herren Widersprecher selbst durch die Blössen, die sie in ihren Widersprüchen nothwendig geben müssen, und durch die

tiefere Erörterung gewiſſer Dinge, die ſie ſelbſt veranlaſſen, ſich ihren eigenen Fall bereiten, und an ihrer eigenen Grube arbeiten. Nichts iſt lichtſcheuer, als Aberglaube und Vorurtheil: ſie beſtanden von jeher nur durch den Schleyer von Ehrerbiethung, der ſie umgab, und der dem Verſtand des Layen immer in einer ehrfurchtsvollen Entfernung davon zurückhielt; ihre Vertheidiger ſelbſt halfen den Schleyer wegziehen, und die Art, mit welcher ſie für ihre Götzen ſprachen, brauchte dieſelben vollends um das Bischen Ehrwürdigkeit, das ihnen der ſonſt tolerante Menſchenverſtand noch gelaſſen hatte. Indeſſen hat die Wahrheit Urſache, ſelbſt ihren Gegnern zu danken, daß ſie ihr durch ihre Widerſprüche Gelegenheit verſchaften, mit den Strahlen ihres hellen Antlitzes die in heiligen Nebel gehüllten Popanzen, Aberglaube und Vorurtheil näher beleuchten zu dürfen.

Eine zweyte Bemerkung, die ſich jedem Beobachter des inländiſchen Schriftſtellerweſens von ſelbſt aufdringt, iſt dieſe: daß die Schriftſtellerſchaft — zumahl in W i e n — von ihrer eigenthümlichen Würde ſehr viel verloren, und zu einem beynahe verächtlichen Handwerk herabgeſun-

ken

ist. So viel Officia sordida die Römer hatten, und so eine Menge Schriftsteller auch die Klagen eines Juvenal und Horaz bey ihnen vermuthen lassen, so fiel es ihnen doch nie ein, diese Gattung Beschäftigung unter die Officia sordida zu zählen; bey uns aber ist das Vorurtheil der öffentlichen Hochachtung für die Schriftstellerey bereits auf so einen Grad gefallen, daß dieselbe, wenn man eine Klassification aller Beschäftigungen, nach Grundsätzen des römischen Rechts festsetzen wollte, sehr wahrscheinlicher Weise unter die Officia sordida zu stehen kommen würde. Die Ursache dieses auffallenden Unterschiedes scheint theils in dem Zahlverhältniß der schlechten Schriften gegen die guten, theils in der Beschaffenheit der Personen zu liegen, welche sich mit Schreiben abgeben.

Unstreitig überwiegt bey jeder schreibenden Nation die Anzahl der schlechten und mittelmäßigen Schriften weit die Anzahl der guten; steigt aber die erstere so hoch, daß die letztere darneben zu verschwinden anfängt, so muß die Achtung für die kleinere Zahl in eben dem Grade abnehmen, wie das Uebergewicht der größeren zunimmt. Bey

Grad des Verhältnisses zwischen beyden ist immer der Maßstab des allgemeinen Urtheils, und das lesende Publikum gleicht einem Fischer, der, wenn er unter zehnmahligen Angelwerfen nicht einmahl ein Fischchen fängt, diese Wasserstelle für fischlos hält, und weiter geht. Daß dieß der Fall der Wiener Schriften sey, bedarf leider! keines Beweises. Von dem ersten Aprill des vorigen Jahres an bis Ende September des gegenwärtigen, folglich in einer Zeit von 18 Monathen erschienen bloß allein in Wien 1172 Schriften, die Nachdrücke fremder Werke nicht mitgerechnet. Welch eine Zahl! und doch würde das Publikum noch um ein Paar hundert mehr zu sehen gekriegt haben, wenn es bloß auf den guten Willen der Autoren angekommen wäre. Angenommen nun, daß von diesen eilfhundert zwey und siebzig Schriften drey Viertheile — welches doch für jeden Kenner derselben das allerglimpflichste Postulatum seyn muß — mittelmäßiges, oder schlechtes Zeug waren, so entsteht daraus ein Verhältniß von 293 guten, gegen 879 entbehrlichen, oder gar schlechten Produkten. Wenn wir nun weiter annehmen wollen, daß eine Schrift in die andere

gerechnet, nicht mehr als 10 Kreuzer gekoſtet habe — welches man in Rückſicht ſo vieler periodiſchen Schriften, und ſo vieler größeren Werke leicht annehmen kann, und wenn wir ferner vorausſetzen, daß von jeder Schrift im Durchſchnitt nur 200 gekauft worden ſind, — ſo geben uns die ſämmtlichen bisher erſchienenen Schriften eine Summe von baaren 39066 Gulden 40 Kreuzern. Wenn wir nun von dieſer Summe drey Viertheile, welche auf Rechnung der entbehrlichen Schriften kommen, abziehen, ſo ergibt ſich daraus an unnütz verſchwendetem Gelde eine Summe von 29299 Gulden 30 Kreuzern. Man rechne hiezu noch den mit Leſung dieſer Schriften erlittenen Zeitverluſt, und addire damit das Lucrum cessans von Ideen und Kenntniſſen, mit welchen man während dieſer Zeit den Verſtand aus beſſern Schriften hätte bereichern können, und urtheile dann, ob man dem Publikum die Verachtung und Geringſchätzung ſo ganz und gar verargen könne, mit welcher daſſelbe auf die heutigen Schriftſtellerprodukte herabſieht. Indeſſen würde das Publikum ſehr voreilig und ungerecht handeln, wenn es dieſe ganze unnütze Ausgabe bloß auf Rech-

der Autoren ſchreiben und glauben wollte, daß dieſe beträchtliche Summe von 29299 Gulden, nach Abzug der Druckkoſten, ein reiner unverdienter Gewinn der Autoren geweſen ſey. Nach dem hieſigen Verlegerfuß, der gerade für jene Autoren der ſchlechteſte iſt, die des Geldes am meiſten bedürfen, fallen von jeder Schrift im Durchſchnitt ſicher zwey Drittheile reinen Gewinnſtes in den Säckel derjenigen, die bey fremden Geiſtesgeburten Hebammendienſte verrichten, das iſt, die, um ein Geiſteskind in die Welt zu ſetzen, ihre Hände, Maſchinen und Windeln herleihen, oder ſich wohl gar für den bloſſen Aufenthalt fremder Kinder in ihrem Gewölbe einen größern Zins, als je in Wien für eine Wohnung gezahlt wird, abreichen laſſen. Nach dieſem Zweydrittelfuß alſo kömmt von den obenangeführten unnützverwendeten 29299 Gulden ein ſicherer Betrag von 19585 Gulden auf Rechnung der Verleger. Eine Summe, die jene große Bereitwilligkeit allerdings begreiflich macht, mit welcher dieſelben noch immer fortfahren, jeder unreifen Geburt ohne Rückſicht auf derſelben künftiges Schickſal an das Tages-

licht

licht zu helfen, und ſich der Schuld zu frühe entbundener Autoren theilhaftig zu machen.

Noch mehr als das bloſſe auffallende Verhältniß der ſchlechten Schriften gegen die guten ſchadet der Würde der Schriftſtellerey die bekannte Beſchaffenheit derjenigen, die ſich mit Schreiben abgeben. Leſen und Schreiben können machte ſonſt die erforderlichen Eigenſchaften des gemeinen Mannes aus, der bloß von Handarbeit lebt; itzt ſcheinen ſie hinreichend, den Beruf des Schriftſtellers zu machen, und ſo iſt die Schriftſtellerey zu einem Handwerk geworden, in dem jeder pfuſcht, der geſunde und ſchreibfähige Hände hat. Pfuſcherey veranlaßte von jeher den Verfall der Künſte und Handwerke. Die wohlfeile, wiewohl ſchlechte Waare des Pfuſchers, verſchlägt die beſſer gearbeitete Waare des kunſtgerechten Meiſters, und dieſer, weil ihm Niemand den größeren Aufwand von Zeit und Mühe auf ſeine Arbeit bezahlen will, muß entweder darben, oder mit zum Pfuſcher werden. Geſchieht das, ſo nimmt mit der Güte der Arbeit ihr Werth ab, das Handwerk fällt, und mit ſelbem die Achtung, die man ſonſt dafür hatte. Der Einwohner des Landes ſieht, daß er

bey aller Wohlfeile der Waaren verliert, daß er nun alle Jahr neu anschaffen muß, was ihm sonst vier bis fünf Jahre gedauert hatte; er will wieder gute Waare, findet sie in seinem Lande nicht, kauft auswärts, und trägt das Geld aus dem Lande. Das ist beyläufig das Schicksal unserer inländischen Schriftstellerey. Es waren Zeiten, wo es bey uns wenig oder gar keine Schriftsteller gab, und der Lesebegierige mußte sich auswärts Nahrung seines Geistes suchen. Jetzt haben wir Schriftsteller die Menge, aber der Fall ist noch immer der nämliche, und wird es so lange bleiben, so lange zwey Drittheile der gesammten Schriftstellerzunft blosse Pfuscher sind. Bey den Handwerken hat man, um den bösen Folgen der Pfuscherey vorzubeugen, die Zunft- und Innungsrechte eingeführt, welche den kunstgerechten Meister in dem ausschließenden Besitz seiner Kunst handhabten, und den Pfuschern das Handwerk legten; die Schriftstellerey war in diesem Puncte von Anbeginn vogelfrey und ohne Schutz, und die Kritiker, die sich freylich manchmahl des bedrängten Autorwesens annahmen, und sich den Eingriffen der Afterautoren entgegen stellten, waren von je-

her

her eine viel zu ſchwache Schutzwehre, ein Volk von ihrem Gebiete hinan zu halten, welches nur zu gut wußte, daß die Waffen der Vertheidiger deſſelben nur Gänſeſpuhlen ſind, und ihre Worte zwar den Ton, aber nicht das Vermögen einer geſetzgebenden-Gewalt haben. Und dieſer wehrloſe Zuſtand der Schriftſteller iſt es, der das Gebiet der Wiſſenſchaften zum Tummelplatz jedes noch ſo unverſchämten Federfechters macht, und der ſo viele litterariſche Kleinhändler veranlaßte, ihre kurze Waare an allen Orten auszukramen. Der Name Schriftſteller hat durch die Leute, die ihn tragen, bereits ſo viel von ſeiner urſprünglichen Würde verloren, daß er anfängt entehrend zu werden, und wenns noch länger ſo fortgeht, Gefahr läuft, in Oeſterreich eben ſo gut ein Schimpfname zu werde, als der Name: Fur bey den Römern ward. Bald wird ein Autor, dem ſein guter Name lieb iſt, Anſtand nehmen, mit Leuten dieſes Gelichters einerley Kleid zu tragen, und in einer Geſellſchaft zu erſcheinen, die ſo übel berüchtigt iſt. Er wird ſich zurückziehen, und dem Pfuſchergeſindel ein Gebiet überlaſſen, von dem der geſittete Mann wie von einer Jedermannsſchenke ſpricht. Das Pub-

kum kann dieſem Uebel allein zuvorkommen. Es iſt der einzige Herr, den das Autorvolk als ſeinen Richter anerkennt, der einzige, deſſen Geſetzen ſich der Schriftſteller und Pfuſcher unterwerfen muß. Es herrſchet unumſchränkt über alle Werke des Geiſtes, und entſcheidet über des Schriftſtellers Leben und Tod. Wenn nun dieſes Publikum, das im Schauſpielhauſe ſeine Rechte ſo ſtreng und unerbittlich ausübt, ſo leicht zum Mißfallen gereizt wird, und ſo geſchwind fertig iſt, ein langweiliges Stück, oder einen ſchlechten Schauſpieler auf der Bühne auszuzischen; wenn dieſes Publikum auf der größeren Bühne der Litteratur eben ſo wenig ſeiner Rechte vergäſſe, die unberufenen Gaukler auf derſelben nicht duldete, ihre Bocksſprünge und Balgereyen nicht belachte, und das Poſſenſpiel, das dieſe Schriftſtellerbande wöchentlich zweymal im Wiener Diarium ankündiget, nicht theuer bezahlte, ſo würde die Pfuſcherey von ſelbſt aufhören, und die Schriftſteller würden ihr voriges Anſehen wieder erhalten.

Ueberhaupt trägt die hier eingeriſſene Mode alles, was man gedacht, beobachtet oder entdeckt

hat,

hat, flugs in Broschüren, oder kleinen fliegenden Blätteen, in die Welt zu schicken, vieles zur Verkleinerung der Ehre unserer Litteratur bey. Diese Methode ist allerdings sehr nützlich, um richtige Begriffe und Meinungen von gewissen Gegenständen beym Volke in Umlauf zu bringen, aber von allen Sachen ohne Unterschied so was Summarisches auf einen, oder zween Bogen hinschreiben, heißt die Wissenschaften sehr geringfügig behandeln. Was ist leichter, als ein Paar Bogen mit hundertmal gesagtem Zeuge vollzuschreiben, das Ding gedruckt unter einem Titel, der oft das Beste am ganzen Werk ist, am nächst besten Gewölbfenster eines Verlegers aushängen zu lassen, und dann auszurufen:

Anch'io son pittore!

Ich will damit, daß ich den Greuel der Autorpfuscherey gerügt habe, nicht sagen, daß ein junger fähiger Kopf, der was gelernet hat, es aus eigenem Antrieb nie wagen soll, sein Glück auf dieser Bahne zu versuchen; es wäre lächerlich, wenn er, um sein Talent gemeinnützig zu machen, auf eine dringende Sendung warten wollte, um sich, im Fall es ihm mißlinge, darauf

berufen zu können. Ein Pfuscher ist nur der, der es nicht beym ersten verunglückten Versuche bewenden läßt. Denn leider! giebt es Versuche, die einen traurigen Beweis von ihres Urhebers gänzlichem Mangel aller Autorfähigkeit abgeben, und denen man es auf den ersten Blick ansieht, daß aus den Begriffen, die sich in des Verfassers Kopf herumtreiben, nie was werden wird, und nie was werden kann;

licet nonum premantur in annum.

Und solche Versuche, zumal wenn sie wiederholt werden, kann weder Sendung noch irgend ein anderes Mittel vor dem verdienten Vorwurfe der Pfuscherey schützen.

Noch eine Bemerkung, die bey der Vergleichung unserer Litteratur mit der auswärtigen mancherley Aufschlüsse geben kann, ist diese, daß in Wien ein großer Theil der besten Köpfe gar nicht schreibt; indessen auswärts fast kein Stand, kein Amt, keine öffentliche Bedienstung ist, die nicht den Namen Schriftsteller zum Nebencharakter hat. Diese Ungleichheit läßt sich theils aus der verschiedenen Grundverfassung der Stände, theils aus Verschiedenheit des hier und dort herr-

schen-

ſchenden Tones erklären. Bey uns nährt faſt jedes Amt ſeinen Mann hinreichend, und er hat nicht nöthig die Schriftſtellerey zur Nebenquelle ſeiner Einkünfte zu machen; auswärts iſt die Autorſchaft bey den meiſten — zumal geiſtlichen Aemtern — zu einer Art von nothwendiger Nebeninduſtrie geworden, die nicht wenigen helfen muß, ihr jährliches Einkommen mit ihren Bedürfniſſen in das gehörige Verhältniß zu bringen. Im Ausland iſt die Schriftſtellerey der gewöhnlichſte, ſicherſte Weg zur Beförderung, bey uns war ſie es wenigſtens allgemein nicht. Auswärts iſt Leſebegierde und Liebe zu den Wiſſenſchaften ein herrſchender Ton, bey uns ſind beyde nichts weniger, als das, und ſcheinen leider! noch größtentheils als eine gelehrte Handwerksſache betrachtet zu werden. Auch ſcheint der Schriftſtellername im Ausland ein viel ehrenvolleres Prädikat zu ſeyn, als er es bey uns — einſt wegen Mangel an Schriftſtellern war, und itzt — wegen Ueberfluß an ſelben iſt. All dieſes zuſammengenommen mag hinreichend ſeyn, jene — zwar für den Staat, nicht aber für die Litteratur — tröſtliche Bemerkung aufzuklären, daß

Wien eine weit größere Anzahl vortreflicher Köpfe, als vortreflicher Schriftsteller habe, daß mancher Schriftsteller hier oft weit mehr solche Leser finde, zu denen er in die Schule gehen könnte, als solche, die von ihm lernen, und daß man also sehr weit irre gehen würde, wenn man den Grad der allgemeinen Aufklärung in Wien bloß nach den Schriften dieser Stadt bestimmen wollte; eine Bemerkung, welche — so wahr sie ist — meines Wissens noch jeder fremde Reisende, der von Wien schrieb, zu machen vergessen hat.

Ich will hier eben nicht untersuchen, ob es für jeden guten Kopf Pflicht sey, seine Talente so viel möglich gemeinnützig zu machen, ob bey einer so großen Ungleichheit der Geistesgaben, bey deren Austheilung die Natur meist eben so willkührlich, als bey Vertheilung der Glücksgüter zu Werke zu gehen scheint, der Aermere an Geist nicht ein Recht auf die Geistesfreygebigkeit des andern habe, ob sich der Reichere, der mit Schätzen kargt, bey deren Vertheilung er nichts verliert, nicht einer noch größeren Filzigkeit schuldig mache, als der Geizhals,

hals, der nicht freygebig seyn kann, ohne selbst weniger zu haben, und ob der mit seinem Wissen kargende Geist sich der Gelegenheit nicht selbst beraube, eine Wohlthätigkeit der edelsten, höchsten Art auszuüben; eine Wohlthätigkeit, die, jemehr man sich verschwendet, desto mehr vervielfältiget wird, die sich über Millionen Menschen zugleich verbreitet, und von Jahrhundert zu Jahrhundert auf ganzen Nationen und Menschenalter sich fortertbt. Zugegeben, daß all dieß nur für sehr wenige Fälle entscheidend seyn könne, um die Schriftstellerey zur Pflicht zu machen, so ist doch gewiß, daß der Einwurf: es werde ohnehin genug geschrieben, im Allgemeinen eben so wenig für das Gegentheil entscheide. Die vortreflichsten Werke der größten Geister erschienen zu einer Zeit, da man viel schrieb, und der menschliche Geist würde, im Ganzen genommen, wenigstens um zwey Drittheile ärmer seyn, wenn die reichsten Geister aller Zeiten, während sie die minder Vermittelten unter sich kleine, oder gar falsche Münze mit vollen Händen auswerfen sahen, mit ihren Gold- und Silberstücken hätten zurückhalten wollen.

Ich weiß, wie leicht dergleichen allgemein gesagte Wahrheiten mißverstanden werden können, und was für Unheil sie anrichten würden, wenn selbe Leute auf sich anwenden wollten, denen sie nicht gesagt sind.

„Ich ersuche daher alle und jede — die vielleicht eben itzt, trotz ihrer Geistesarmuth, im Begriff sind, die vorräthige kleine Münze in allen Winkeln ihres Verstandeskastens zusammenzusuchen, um uns dieselbe in papierenen Beuteln an die Köpfe zu werfen — sich ja in keinen Aufwand zu setzen, sondern zu bedenken, daß alle Gold-, Silber- und Kupfermünzen, welche ihre Eigenthümer vorlängst in Umlauf gebracht haben, bereits vielmal bezahlt sind, und daß es unchristlich sey, eine fremde Waare, die schon mehr als hundertmal bezahlt worden, sich wieder von neuem bezahlen zu lassen. Und da die Geister, welche Gold machen können, ohnehin so wenig, und der gelehrten Beutelmacher so viele sind, so gelanget in unsern goldarmen und beutelreichen Zeiten an die sämmtlichen Herren, in deren Köpfen kein eigenes Gold geprägt, wohl aber das fremde in Rauch aufgelöst wird, unsere

sere flehentliche Bitte, daß dieselbe doch geruhen möchten, die ohnehin schreckliche Menge der goldleeren oder — wie der Landmann sich ausdrückt — lichten Beutel zu beherzigen, und dieselben nicht ferner mit neuen zu vermehren, sintemalen sonst diese ihrer Bestimmung nach so edlen Ideenbehältnisse noch immerfort das klägliche Schicksal würden erfahren müssen, von unbarmherzigen Händen in Tabaksbeutel und Käs- und Gewürzfutterale verwandelt zu werden. Wovor sie der Himmel bewahren, und mit seiner Allmacht gnädigst beschützen wolle!"

Noch ein Umstand, der unsere Litteratur in ihrem Fortgange zurückhält, ist die unter uns eingerissene Gewohnheit, fremde auswärtige Journale und Magazine mit inländischen eigenen Produkten und Beyträgen zu bereichern, und den ohnehin großen Mangel unserer Litteratur an derley kleineren Arbeiten noch mehr zu vergrössern. Es war eine Zeit, wo die wenigen inländischen Gelehrten in den periodischen Blättern unsers Landes keine anständige Gesellschaft fanden, in der sie mit Ehren erscheinen konnten, und sich also eine bessere in auswärtigen

Blät-

Blätter ſuchen muſten; nicht ſelten nöthigten ſie auch die gröſſere Strenge der Cenſur, Aufſätze, die hier bedenklich waren, auswärtigen Blättern zu überlaſſen, und einige unter ihnen ſuchten — was vormals kaum zu verdenken war — eine Ehre darinn, in den gelehrten Blättern einer Litteratur zu erſcheinen, die der unſrigen, ihres groſſen Vorſprungs wegen, von jeher den Ton angab. In wie weit dieſe Urſachen die unſere Litteratur um ſo manches ſchätzbare Eigenthum brachten, noch itzt fortwähren, will ich nicht unterſuchen, gewiß iſt es indeſſen, daß wir ſehr viel dabey verlieren, und ſo lang dieſe Gewohnheit währet, nie ein gutes periodiſches Blatt werden aufweiſen können. — Das Verhältniß, in welches wir uns ſelbſt durch unſere Beyträge mit den Auswärtigen ſetzen, iſt auffallend ungleich und gegen alle Regeln eines geſellſchaftlichen Vertrags: wir geben ihnen Beyträge, ſie geben uns keine, wir ſchenken ihnen unſere Arbeiten, um ſelbe wieder von ihnen um unſer Geld kaufen zu können. Was Wunder alſo, daß wir ihnen damit willkommen ſind? Würde dadurch unſere eigene Litteratur nicht zurückgeſetzt, ſo

möch-

möchte dieß alles noch hingehen, aber seinem Vaterlande den Rock ausziehen, um ihn andern, die so viele Röcke haben, zu schenken, ist der Ahndung jedes Patrioten werth. Nie wird unsere Litteratur vorwärts rücken, nie wird sie sich ihren Schwestern bemerkenswerth und nothwendig machen, wenn nicht Gemeingeist unter ihren Schriftstellern herrscht, — Und doch, wie leicht könnte sie das? Ist nicht Wien der Mittelpunct um den sich Deutschlands kleinere und größere Planeten drehen? Ist es nicht — zumahl itzt — das Augenmerk von ganz Europa? Haben Philosophie und Wissenschaften daselbst nicht einen viel weiteren Wirkungskreis? Ist Aufklärung nicht in vollem Gange, und stehen nicht Männer, wie manches weit hellere Land sie nicht hat, an ihrer Spitze? Sieht nicht alles auf uns, und haben nicht selbst auswärtige Schriftsteller bekennet: wenn die deutsche Litteratur, wie sie itzt ist, noch weiter rücken soll, so müsse sie von Wien aus weiter geführt werden? — Aber wenn unsere besseren Schriftsteller nur für das Ausland arbeiten, wenn sie die kleineren Bäche ihres Mutterlandes in ausländische Flüsse leiten, wenn

Dichter ihre auf mütterlichem Boden erzeugten Blumen in auswärtige Beete verpflanzen, wenn selbst der Inländer die Manufacturen und Staatsvorfälle seines Landes erst aus Schlözers Staatsanzeigen, und die Talente seiner Landesleute aus fremden Journalen kennen lernen muß so läßt sich von der inländischen Litteratur nie ein wahres Fortkommen hoffen, und wenn sich auch im Ausland hundert allzeitfertige Verleger fänden, die — wie izt erst unlängst einer — alle unsere Zehnkreuzerbroschüren nachdruckten.

Ueberhaupt stehen alle übrigen Verfassungen unsers Landes auf einer ungleich höheren Stuffe der Vollkommenheit, als der Zustand unserer Litteratur, und die in so manchem Betracht kolossalische Größe unseres Staates macht mit der litterarischen Kleinheit desselben einen sehr auffallenden Contrast. Der österreichische Staat, der sich sonst überall in männlicher Stärke darstellet, wird im Fache der Litteratur noch stets für unmündig angesehen, und muß sich noch immer gefallen lassen, von fremden ungebetenen Geistesvormündern theuer bezahlte Leitung anzunehmen. Das Lesen ist einmahl bey uns zum Bedürfniß

geworden, faſt jeder nur halb bemittelte Privatmann hält ſich — wärs auch nur um ein Paar Zimmerwände damit zu tapeziren — eine kleine Bibliothek: wer nur leſen kann, hat wenigſtens ein halbes Dutzend Bücher, und dieſer Handlungsartikel, der nun bey uns ſo wichtig zu werden anfängt, iſt gerade der einzige, der uns den Ausländern am meiſten zinsbar macht. Für die mehreſten Handlungszweige haben wir inländiſche Manufacturen, die das Geld im Lande erhalten, und uns die Waaren der Ausländer entbehrlich machen ſollten; unſere Büchermanufacturen aber, welche den edlen Zweck haben, für die Geiſtesbedürfniſſe des Landes zu ſorgen, ſind leider noch in ſehr mißlichem Stande, und die beträchtlichen Summen, die wir jährlich den Niederdeutſchen, den Engländern, Franzoſen und Holländern baar bezahlen müſſen, beweiſen deutlich, wie unentbehrlich uns ihre gelehrten Waaren ſind, und wie wenig noch unſere Manufacturen zureichen, um uns mit ihnen durch Tauſchhandel in ein Gleichgewicht ſetzen zu können. Ueberhaupt ſcheint mir, habe man die Litteratur noch nie gar nie von dieſer Seite betrachtet

ſel derſelben nur durch den höchſtmöglichen Grad von Aufklärung erreichen könne.

So ſchwer es auch immer ſeyn mag, den allgemeinen Grad der Aufklärung eines großen Staates zu beſtimmen, ſo wird der aufmerkſame Beobachter, der dem Wechſel der menſchlichen Meinungen und herrſchenden Begriffe nachſpürt, und die gegenwärtige Beſchaffenheit derſelben mit der vorhergegangenen zuſammenhält, gleichwohl Data finden, aus denen ſich, wo nicht die Stuffe der Aufklärung, doch ſicher das Mehr oder Weniger derſelben berechnen läßt. Gewiß iſt es, daß die Toleranzedicte und kirchlichen Verordnungen unſeres weiſen Monarchen, die erweiterte Cenſurfreyheit, und ſelbſt die dadurch veranlaßte Menge von kleineren Gelegenheitsſchriften vieles zur allgemeinen Aufklärung beytragen mußten.

Denn die Toleranzedicte hatten gleich dieſe Wirkung, daß ſie einen großen Theil unſers Volkes, wenn gleich nicht über alle, doch wenigſtens über viele Gegenſtände die althergebrachten Vorurtheile erkennen machten.

Die durch die Toleranzedicte veranlaßten Hirtenbriefe einiger — obſchon weniger — wahrhoft

haft eifriger Bischöfe waren ein näherer Schritt zur Verbannung dieser nämlichen Vorurtheile, die Jahrhunderte lang den Geist der Gläubigen eben so sehr, als die Religion selbst, abgewürdiget hatten. Freylich hatten diese Briefe den Klosterglauben — das ist, denjenigen Glauben, welchen der Mönchsgeist zur Beschäftigung seiner übervollen Muße, und zur Handhabung seiner Privatvortheile auszuhecken, und mit allen Auswüchsen einer gewaltsam verdrehten Phantasie zu durchweben für gut befunden hat — wider sich, und mußten ihn wider sich haben; allein was auch dieser Klosterglaube dagegen vorbringen mag, so ist doch gewiß, daß jeder nur halbgesunde Menschenverstand, wenn sich ihm am Scheideweg auf einer Seite die Religion, in dem vielfärbigen mit Flitterwerk beladenen Gewande, womit sie der Mönch behänget, und diese Religion auf der andern Seite, wie der vortrefliche Salzburger Hirtenbrief sie schildert, in ihrem einfachen, weißen, makellosen Kleide zur Wahl darstellte, nicht einen Augenblick Anstand nehmen würde, von dem ersten Bilde sich wegzuwenden, und das letzte mit Inbrunst zu um-

fangen. Ueberhaupt wäre nichts geschickter, um den Abstand gewisser mönchischer und leider! auch — nicht mönchischer — Lehren, jedem noch so trüben Blicke anschaulich zu machen, als wenn man die vortreflichen Grundsätze dieses Hirtenbriefes jenen entgegensetzte, und es wäre zu wünschen, daß irgend ein aufgeklärter Theolog die Mühe auf sich nähme, den auffallenden Abstand beyder Lehren in einer ausführlichen Parallele zu zeigen.

Die kaiserlichen Verordnungen, welche die Bischöfe des Landes in ihre ursprünglichen Rechte wieder einsetzten, verschafften denselben alle nur mögliche Gelegenheit, sich um die allgemeine Aufklärung verdient zu machen. Sie haben nun Mittel, deren weiser Gebrauch sie an dem Geiste der Gläubigen ihres Kirchensprengels nothwendig zu Wohlthätern machen muß. Und wenn gleich viele Bedenken tragen, Gebrauch von Rechten zu machen, die ihren Vorfahren, einst so heilig, und mit ihrem Amte so wesentlich verflochten schienen, so läßt sich doch von dem Beyspiel der Wenigen, die bereits anfingen, sich ihrer hergestellten Macht zum Wohl ihrer geistlichen Un-

terthanen zu bedienen, noch immer eine Wirksamkeit auf die Uebrigen hoffen, welche lieber Sachwalter einer fremden Gewalt, als Verwalter ihrer eigenen sind: und wird auch diese Erwartung vereitelt, so bleibt doch der tröstliche Gedanke zur Aussicht, daß jene Urkunden wiederlangter Rechte, welche die gegenwärtigen Besitzer in ihren Archiven mit der Ueberschrift ἀνέχου καὶ ἀπέχου versiegelt und unberührt liegen ließen, ein zurückgelegter Schatz für ihre Nachfolger sind, welche nicht Anstand nehmen werden, mit diesen für das Wohl der Menschheit so wichtigen Geschenken zum Besten der Religion, des Staates und der allgemeinen Aufklärung zu wuchern.

Die Aufhebung einiger Ordensgemeinden, die Verminderung und Einschränkung der übrigen Mönche, die Verpflichtung derselben, ihre wissenschaftliche Ausbildung einer öffentlichen Aufsicht zu unterwerfen, sind eben so viele günstige Vorboten der Aufklärung, deren wohlthätigen Einfluß die kommenden Generationen mit Dankbarkeit segnen werden. Der Mönchsgeist war von jeher ein Mehlthau für die Blüthe der Wissen-

ſchaften, und der ungünſtige Einfluß deſſelben benahm faſt allen Zweigen der Gelehrſamkeit Saft, Fruchtbarkeit und Gedeihen. Unmöglich konnten auf einem ſo engumzäunten Boden die Sprößlinge der Wiſſenſchaften zu Bäumen heranwachſen, und ihre Aeſte in die Lüfte verbreiten, und wem iſt nicht aus der Geſchichte bekannt, zu was für verwachſenen, dornichten, und an der Erde hinkriechenden Geſträuchen Philoſophie, Theologie und Kirchenrecht auf mönchiſchem Grund und Boden geworden ſind? Es iſt nicht nöthig, die Urſache dieſes allgemeinen Mißwachſes in der beſtimmten, kaum zu vermuthenden Abſicht zu ſuchen, vermöge welcher die Mönche darum alle Keime der Aufklärung ſollen erſtickt haben, um die allgemeine Lichtmaſſe der Staaten in einer zu ihrem Vortheil verhältnißmäßigen Dämmerung zu erhalten — eine Beſchuldigung, die ihnen öfter gemacht, als erwieſen worden iſt. — Genug, daß ſich die Unmöglichkeit des Gedeihens der Wiſſenſchaften aus der Natur der Kloſterverfaſſungen ergiebt. Wie kann ein Mönch, dem gleich bey ſeinem Eintritt in den Orden das Selbſtdenken zur Sünde,

und die Verläugnung ſeines beſſeren Willens zur Pflicht gemacht wird, der in dem gröſten Geiſteszwang erzogen, und von ſtrengen Aſceten — ſeinen einzigen erſten Wegweiſern — gelehrt wird, durch beſtändiges Abſtumpfen ſeines Verſtandes, und gänzliche Verachtung alles irdiſchen Wiſſens ſeine höchſte Vollkommenheit zu erreichen, der in einer Lage lebt, die ſich mit ſeinem Denk- und Empfindungsvermögen ſo wenig verträgt, der, wenn ſein Geiſt was immer für eine Wahrheit verfolgt, alle Augenblicke Gefahr läuft, mit dem nächſten Schluß, den er daraus zieht, gegen ein Gelübde, eine Regel, oder eine Ordensmeinung anzuſtoßen, der endlich, wenn er es auch wagt, ſich aufzuklären, von ſeinen Mitbrüdern gehaſſet, verfolgt, und als ein Geiſtesapoſtat angeſehen wird, wie kann ſo ein Mann Muth und Thätigkeit genug behalten, das ganze weite Gebiet des menſchlichen Wiſſens zu umfaſſen, und ſeinen Geiſt unaufgehalten über alle Zweige deſſelben zu verbreiten? All dies zuſammengenommen, iſt meines Erachtens hinreichend, ſich die Unbrauchbarkeit der Mönche zu vielen Zweigen der Gelehrſamkeit zu erklären,

und den Grund anzugeben, warum die Sprossen der meisten Wissenschaften in ihren Händen entweder welken, oder verkrümmt und verbogen werden mußten, ohne daß man nöthig hat, zu einer Beschuldigung von vorsetzlicher Absicht seine Zuflucht zu nehmen, die vielleicht ihrem Herzen zu viel Schande, und ihrem Kopfe zu viel Ehre machen würde. Genug, daß weder die eine, noch die andere Ursache in Zukunft mehr Statt haben wird, und daß die überdas Mönchswesen ergangenen Verordnungen bereits ihre wohlthätigen Wirkungen äußern, und manchen fähigen Kopf, dem sonst vor allem irdischen Wissen graute, veranlassen, sich nun auch mit der in Klöstern sonst so sehr verabscheuten sapientia terrena und prudentia carnis abzugeben, um sich auch durch solche Kenntnisse, in Rücksicht seiner künftigen ungewissen Bestimmung sicher zu stellen.

Die erweiterte Censurfreyheit, und das dadurch dem Widerspruche, und den Meynungen der Schriftsteller eröffnete Feld versprach der allgemeinen Aufklärung eine nicht minder gesegnete Erndte, und vielleicht ist diese zum Besten des

menschen

menſchlichen Verſtandes gemachte Verordnung die erſte, die, ſo neu ſie noch iſt, ſchon wirkliche Früchte aufzuweiſen hat. Denn außer den ſichtbaren, ſchon oben bemerkten heilſamen Folgen, welche die Kämpfe ſo vieler eifrigen Gegner zum Beſten der Wahrheit mit ſich brachten, gibt es noch manche tröſtliche Beobachtung, die ſich über den Fortgang der allgemeinen Aufklärung machen läßt. Allerdings geht es mit der Zurechtweiſung des menſchlichen Geiſtes ſehr langſam; und eine durchaus aufgeklärtere Denkungsart läßt ſich höchſtens erſt von der zweyten Generation, wenn unſere itzigen Kinder Väter ſeyn werden, erwarten. Auch iſt es in Beſtimmung dieſer Sache viel leichter, die zum Fortgang der Aufklärung gegebenen Urſachen und Anläſſe herzurechnen, als die Wirkung derſelben zu beſtimmen. Die entſcheidendſten Data, um wie viel heller das Volk über gewiſſe Gegenſtände denke, ließen ſich unſtreitig aus den Verkaufliſten der Roſenkranzkrämer, Bilderilluminierer und Skapulierhändler, aus den Rechnungen der Wirthe an größeren Wallfahrtsorten, aus den neuen Bruderſchaftsliſten, und dem täglichen Abſatz der wächſernen Opfer und der ſogenann-

nannten Kerzelweiber herholen. Indeſſen gibt es für den aufmerkſamen Beobachter noch andere Data, aus welchen er den höheren Grad der Aufklärung ſo ziemlich richtig berechnen kann. Es gibt unter dem Volke bey beſonderen Anläſſen und Erſcheinungen gewiſſe Aeußerungen von dem — was ich aura popularis nennen würde, wenn es die römiſchen Sprachgeſetzgeber nicht in einem andern Verſtande gebraucht hätten — in denen immer der Grad des allgemeinen Vorurtheiles für gewiſſe Gegenſtände ſichtbar wird. Man erinnere ſich des Aufſehens und der faſt allgemeinen Empörung, welche die Schrift: über die Begräbniſſe in bürgerlichen und adelichen Geſellſchaften, in Schenken und Koſſerhäuſern erregte, und halte den unbefremdeten Blick und die Gleichgültigkeit dagegen, mit welcher das Volk itzt ungleich ſtärkere Doſes von Wahrheit als bewährte Hausmittel in ſich ſchlürft, und man wird finden, daß das Volk durch die kleineren Schriften dieſer Art zu einer Bekanntſchaft mit gewiſſen Gegenſtänden gelanget iſt, die durch eine Reihe von Jahren kaum zu erwarten war. Das Leſen ſo vieler Schriften, das vielfältige Raiſonniren darüber, haben

ten,

daſſelbe nach und nach mit Ideen vertraut machen, die es ſonſt gar nicht oder im Vorbeygehen zu denken gewohnt war. Und hätten die Schriftſteller nicht ſelbſt ſo oft ihr Ziel aus dem Geſichte verloren, hätten ſie ihre Begriffe nicht ſelbſt verwirrt, und einer des andern Arbeit vernichtet, ſo würde die Aufklärung ihr Gebiet noch weiter ausgedehnt, und ihre Macht ſelbſt bis auf Handlungen erſtreckt haben. Das Volk würde eingeſehen haben, daß man ihm wohl will, daß man ihm nur die Schlacken, nicht das Gold nehmen, und ſeine Begriffe läutern, nicht umſtürzen wollt; daß man ihm nichts nehme, ohne dafür etwas beſſeres zu geben, und daß der Zweck einer wahren Aufklärung nur darin beſtehe, das eigne Wohl des Bürgers mit ſeinen Pflichten gegen Gott und den Staat in das engſte und genaueſte Verhältniß zu bringen.

Möchten doch alle, die ſich berufen glauben, an der allgemeinen Aufklärung zu arbeiten, dieß beherzigen, möchten doch die hartnäckigen Zeloten und die zu hitzigen Neuerer den Mittelweg nicht verkennen, auf welchem die Wahrheit einhergeht, möchten ſie doch ihre Geiſteskräfte nicht an unnützen Privat-

ge-

gezänke verſplittern, möchten doch die Schriftſteller unſeres Landes ihre Mitbürger die Vortheile kennen und benützen lehren, welche ihnen die weiſen Verordnungen ihres Monarchen bereiten, möchten doch alle, denen die Natur ein höheres Erkenntnißvermögen gab, mit vereinigten Kräften an dem Werke einer wahren Aufklärung arbeiten, und bedenken, was für ein großer, ſeelenerhebender Gedanke das ſey, der Wohlthäter eines Volkes und ganzer Generationen von Menſchenaltern zu werden!

Aloys Blumauer's

sämmtliche Werke.

Neunter Band.

Dritte Auflage.

Wien, 1809.

Erwine von Steinheim.

Ein

Trauerspiel

in fünf Aufzügen.

Von

Aloys Blumauer.

Dritte Auflage.

Wien, 1809.

Erwine von Steinheim.

Personen:

Konrad Freyherr von Steinheim.
Friedrich von Steinheim, dessen Sohn.
Erwine von Steinheim, dessen Tochter.
Graf von Henneberg.
Graf von Urach, Erwinens Gemahl.
Carl, Siegmund, } Erwinens Kinder von Urach.
Kaiser Heinrich V.
Kirmar, Hausarzt an Hennebergs Hofe.
Treuhold, ein Minnesänger.
Beatrix.
Berthold, Hennebergs Knappe.
Notarien.
Richter, Ritter und Knappen.
Ein Herold.
Wache.
Volk.

Der Schauplatz ist Hennebergs Schloß, nahe bey Worms, und Worms.

Erſter Aufzug.

Erwinens Gemach.

Erſter Auftritt.

Erwine (im Nachtkleide).

Fürchterlich, fürchterlich war ſie, dieſe Nacht, ſchrecklich, wie dem Miſſethäter die letzte ſeines Lebens iſt, wo alle ſeine Laſter in Schreckbildern ihm vor die Seele treten, Ungeheuer in Rieſengeſtalt! — Aber was wollt' es mir denn das entſetzliche Geſichte? Ich habe ja nichts gethan! — Nichts? Bin ich nicht treulos an Urach, hab' ich ihm die Hand, die ich am Altare in die ſeinige legte, die ſein Eigenthum ſeyn ſollte im Leben und Tod, nicht wieder abgefordert, und bin ich ſie nicht willens einem andern zu geben? — Recht, recht hatte das ſchreckliche Geſichte: ich bins, die den Ring brach, ich bin die Schlange, die das Herz ihm zerfleiſchte: Ich bin ſeine zweyte Mörderinn, ſeine Seelenmörderinn? (kniet hin

vor Urachs Portrait, das auf dem Tische liegt) Verzeih, Urach, verzeih! Ich wollte ja nur dich geliebt haben, wollte nur weinen um dich, aber sie ließen mich nicht, schleppten mich aus dem Kloster hieher, da soll ich niederschreiben, daß ich Hennebergen angehöre, werden wolle das Weib eines Mannes, den ich nicht lieben kann, Weib ohne Liebe, abscheulich, abscheulich! O wenn dein seeliger Schatten mich itzt unsichtbar umschwebt, so seh er das Ringen meiner Seele zwischen Treue und Vaterliebe, er gebe mir von seiner übervollen Kraft, daß ich nicht erliege, — oder tödte mich!

Zweyter Auftritt.

Friedrich Steinheim, Erwine.

Fr. Steinheim. Immer vor Urachs Portrait, und in Thränen! Das Deine Beschäftigung, Schwester, am Tage Deiner Verlobung mit Henneberg? Du schienst doch gestern so ruhig, so entschlossen?

Erwine. (steht auf.) Verzweiflung, Bruder, macht auch entschlossen! O wenn du wüßtest, was für Schrecknisse diese Nacht über mich kamen,

wenn

wenn Du geſehen hätteſt, was ich ſah, Deine männliche Seele hätte gebebt, wie die meinige.

Fr. Steinheim. Gewiß wieder ein Traum von Urach, der tägliche Gefährte deines Schlafes!

Ermine. O was nennt ihr alles nicht Traum! Er ſelbſt, er ſelbſt war es, den ich ſah, nicht das Spiel meiner Phantaſie. Höre nur, höre! — Es war nach Mitternacht, der Mond ſchien hell in mein Zimmer, ich war eben aufgewacht, und ſah den blanken Wiederſchein einer ganzen Rüſtung in einer Ecke mir gegenüber. Ich glaubte, es wäre Helm und Harniſch, der an der Wand hing, als es anfing ſich zu bewegen, und näher kam. Vor meinem Bette blieb es ſtehen, und ſah mich ſtaar an; ich erkannte Urach, aber ſein Geſicht war düſter und verzogen in wildem Schmerz. O und ſein Blick! es war nicht mehr der liebevolle, ſeelenerhebende Blick, auf dem ich oft himmelan flog, es war Urachs Blick gegen Feinde, nur gemildert durch Wehmuth; aber es war doch Urachs Blick, und das gab mir Muth. Ich wollt' es anreden, als es die Hand unter dem Schild hervorzog, und mir vorhielt; ich ſah darauf die Stückchen eines zerbrochenen

Ringes. Der Geist trat einen Schritt näher, und warf mir sie auf das Bette. Wie im Wirbelwinde drehten sie sich da herum, und wurden zu einer gräßlichen Schlange. Ich bebte vor Entsetzen. Die Schlange fuhr hin an seine Brust, schlang sich an ihm, biß durch den Harnisch, fraß hinein bis an sein Herz, daß es hell, hell blutete. Grausen und Entsetzen faßte mich, ich wollte dem Gesichte zu Füßen fallen, als es noch einen wehmüthigen schneidenden Blick auf mich warf, seufzte und verschwand.

Fr. Steinheim. Schwester, das war mehr als geträumt, es war wachend geträumt. Ich will nicht Richter seyn zwischen Träumen und Erscheinungen, aber das weiß ich, daß die meisten Erscheinungen Träume sind. Wie leicht war es, daß die Grille deines Herzens, nur einen Mann zu lieben, nnd die Vorwürfe, die Du dir über deine zweyte Verlobung mit Henneberg machtest, sich in deiner Phantasie zu einem Bilde sammelten, dessen lebhafte Vorstellung dir mehr als ein Traum schien? Liebe Schwester, heute warten größere Dinge deiner, als Träume. Henneberg, den die Freude nicht schlafen ließ, konnte

die

die Stunde nicht erwarten, die das erstemahl seine Hand in die Deinige legen soll. Noch vor der Sonne sah ich ihn im Garten, er rief die ganze Natur zum Zeugen seiner Freuden auf, und sah darunter mit einem Auge so voll regen innigen Dankes zum Himmel, dem nur dein Auge gleicht, wenn es dankt.

Erwine. Ich kann nicht, Bruder, ich kann nicht, was ich heut soll. Es war euer Wille' nicht der meinige, der mich aus dem Kloster hieher brachte. Ihr überredetet, ihr übertäubtet mich, Du, die Vorsteherinn von Andlau, und mein Vater. Ihr wußtet, daß mein Kopf es mit dem eurigen nicht aufnehmen kann, und stürmtet auf mich los, bis mein Herz sich zusammen zog. Ich dachte, und fühlte nichts, als ich euch folgte; aber Dank sey dem nächtlichen Gesichte, es hat Urach wieder in seine Rechte eingesetzt. Ich habe nur ein Herz, Bruder, und das soll sein bleiben, bis es bricht.

Fr. Steinheim. Und Dein, und Deines Vaters Wort soll zur Lüge werden? Glaube mir, Schwester, es ist nicht Liebe, es ist kindische Furcht, die Dich so wetterwendisch macht. Sag-

Ringes. Der Geist trat einen Schritt näher, und warf mir sie auf das Bette. Wie im Wirbelwinde drehten sie sich da herum, und wurden zu einer gräßlichen Schlange. Ich bebte vor Entsetzen. Die Schlange fuhr hin an seine Brust, schlang sich an ihm, biß durch den Harnisch, fraß hinein bis an sein Herz, daß es hell, hell blutete. Grausen und Entsetzen faßte mich, ich wollte dem Gesichte zu Füßen fallen, als es noch einen wehmüthigen schneidenden Blick auf mich warf, seufzte und verschwand.

Fr. Steinheim. Schwester, das war mehr als geträumt, es war wachend geträumt. Ich will nicht Richter seyn zwischen Träumen und Erscheinungen, aber das weiß ich, daß die meisten Erscheinungen Träume sind. Wie leicht war es, daß die Grille deines Herzens, nur einen Mann zu lieben, nnd die Vorwürfe, die Du dir über deine zweyte Verlobung mit Henneberg machtest, sich in deiner Phantasie zu einem Bilde sammelten, dessen lebhafte Vorstellung dir mehr als ein Traum schien? Liebe Schwester, heute warten größere Dinge deiner, als Träume. Henneberg, den die Freude nicht schlafen ließ, konnte

die

die Stunde nicht erwarten, die das erstemahl seine Hand in die Deinige legen soll. Noch vor der Sonne sah ich ihn im Garten, er rief die ganze Natur zum Zeugen seiner Freuden auf, und sah darunter mit einem Auge so voll regen innigen Dankes zum Himmel, dem nur dein Auge gleicht, wenn es dankt.

Erwine. Ich kann nicht, Bruder, ich kann nicht, was ich heut soll. Es war euer Wille' nicht der meinige, der mich aus dem Kloster hieher brachte. Ihr überredetet, ihr übertäubtet mich, Du, die Vorsteherinn von Andlau, und mein Vater. Ihr wußtet, daß mein Kopf es mit dem eurigen nicht aufnehmen kann, und stürmtet auf mich los, bis mein Herz sich zusammen zog. Ich dachte, und fühlte nichts, als ich euch folgte; aber Dank sey dem nächtlichen Gesichte, es hat Urach wieder in seine Rechte eingesetzt. Ich habe nur ein Herz, Bruder, und das soll sein bleiben, bis es bricht.

Fr. Steinheim. Und Dein, und Deines Vaters Wort soll zur Lüge werden? Glaube mir, Schwester, es ist nicht Liebe, es ist kindische Furcht, die Dich so wetterwendisch macht. Sag-

teſt Du nicht ſelbſt oft in Stunden beſſerer Ueberzeugung, daß Henneberg ein Mann iſt, deſſen Werth kein weibliches Herz faſſen kann, daß er der einzige wäre, der Klugheit und gefällige Biegſamkeit mit deutſcher Rechtſchaffenheit und Adel des Herzens ganz zu vereinigen wiſſe? Und hat er das Erſtere nicht ſelbſt vor Urach voraus? In weſſen Armen kannſt Du dich ſicherer deines Glückes freuen, als in den ſeinigen? Hatte Dein Herz bey Urach auch nur eine Minute Ruhe? Litt' es nicht alle Augenblicke bey ſeiner unbändigen Hitze? Zu was für Thätlichkeiten verleitete ihn ſein Haß gegen den Kaiſer auf dem Reichstage trieb er ihn nicht bis zu perſönlichen Anzüglichkeiten? Zog er ſich nicht ſelbſt durch die ungeſtümme Hitze, mit der er eines Schimpfs wegen einen Prinzen in des Kaiſers Gegenwart niederſtach, ſeine ſechsjährige Verweiſung nach Paläſtina zu? Erlag dein Herz nicht beynahe unter all dieſen Schlägen? Und nun da Dir mein Vater den Verluſt dieſes Mannes mit ſo viel Wucher erſetzen will, wollteſt Du deine Hand wieder von einem Manne zurückziehen, den alles ſchätzt und bewun-

dert,

dert, an dem selbst die giftigste Verläumdung nichts auszusetzen vermag?

Erwine. O daß ich einen Flecken an ihm gefunden hätte, nur einen, zu einer Mauer wollt' ich ihn gemacht haben, zwischen mir und ihm; aber er hat keinen, keinen, als seine Liebe zu einem Weibe, das ihn nicht lieben kann. Vergebens, Bruder, vergebens zählt ihr mir seine Vorzüge vor; ich kann meiner Liebe nicht gebieten, ich kann Urach nicht aus meinem Herzen bringen, kann ihn aus meinem Gedächtniß nicht ausstreichen. O lieber Bruder, habe Mitleid mit einem Weibe, das sich selbst verabscheut. Seit der unglücklichen Stunde, da du ohne Urach aus Palästina wieder kamst, bin ich nichts mehr, kann ich nichts mehr. Urachs Leben allein schien mir Kraft selbst gegen die Leiden der Liebe zu geben. Alle die Unruhen, alle die Schläge, die er meinem lieben Herzen versetzte, erleichterte mir der Gedanke, daß sie von ihm kamen. Ich hielt mich an seiner Stärke, und war stark: was ich ihn vermögen sah, vermocht auch ich. Nun er dahin ist, bin ich ein schwaches unvermögendes

Weib, ſogar unvermögend, daß ich nicht einmal mit ihm ſterben konnte.

Fr. Steinheim, Unbegreiflich, wie grauſam gegen dich die Liebe iſt! Nun ſind es vier Jahre, daß Urach todt iſt, ſollte die Zeit, die alles heilende Zeit nichts über deinen Schmerz vermocht haben? Du haſt ſo vieles, was dich an Henneberg bindet. Was hat der Edle nicht alles für Urach gethan? Er, der Günſtling des Kaiſers, wagte es, für deſſen erklärten Feind zu arbeiten, er war es, der die vom Kaiſer aufgeſtellten Richter mit Verſprechen und eigenem Gelde beſtach, das Todesurtheil, das ihr alter Haß gegen Urach ihnen diktirte, in eine ſechsjährige Verweiſung zu vermindern. Denke zu dem allen noch hinzu, Schweſter, was er als Gemahl dir ſeyn wird; Er wird nur dir leben, Vater ſeyn an deinen Kindern von Urach, die Natur wird ihn durch noch engere Bande an ihr Mutterherz knüpfen — Denke dir, Schweſter, alle dieſe Bande in eines zuſammengeſchlungen, und von der Hand der Zeit täglich enger zuſammengezogen, und ſage, ob ſie nicht ſtärker ſeyn werden als das einzige, womit dich deine Einbildung an Urach gebunden hält?

Erwine. Mir ahndet eine ganz andere Zukunft, Bruder. Henneberg wird seinen Himmel in meinem Herzen suchen, und seine Hölle finden, alle seine Liebe wird an mir verloren seyn, ich werde seine Tage vergiften, werde nagen wie ein Geyer an seinem Herzen, und ihr werdet mich daran angekettet haben, angekettet an meine eigene Schande, von der ich mich dann nicht losmachen kann, nicht losmachen darf. — Ich werde mein Herz schelten, daß es treulos an Urach; und undankbar an Henneberg ist, traurig und qualvoll wird mein Leben seyn, wie das Leben einer eingekerkerten Verbrecherinn, die ihre vergangenen Tage mit Gewissensbissen zählt, und vor dem Schicksal der künftigen schaudert. — Selbst meine Leiden um Urach werden ein Verbrechen seyn. Ich werde lächeln müssen, wenn mein Herz blutet, Urachs Geist wird mich überall verfolgen; das wieder fodern, was ich ihm genommen habe, er wird den Ring mir vorhalten, in dem ich ihm eine Ewigkeit gegeben hatte, und den ich brach, und ich werde unter Vorwürfen und Schrecknissen sterben.

Er.

Fr. Steinheim. Liebe Schweſter, ſieh doch nicht überall Schreckbilder, wo keine ſind. Wie kann deine zweyte Heirath eine Beleidigung für Urach ſeyn, der todt iſt? Darf die Forderung eines Geiſtes über die Grenze hinaus gehen, welche die Natur zwiſchen ihm, und dem Menſchen feſtgeſetzt hat? Wozu Bande zwiſchen Weſen, unter welchen keine Gemeinſchaft möglich iſt? Glaube mir, Schweſter, deine Begriffe von Liebe ſind eine Grille deiner kranken Phantaſie. Eine Leidenſchaft, die die Natur zwecklos gemacht hat, iſt unnatürlich, ſie riebe den Menſchen auf. Die Natur hat höhere, und vielfachere Abſichten mit der Liebe des Weibes, als müſſige Klagen um einen Todten. Und die Foderung des Mannes, daß das Herz ſeines Weibes mit ihm ſterbe, wäre ein Eingriff in die Rechte der Menſchheit. Hätte die Natur das gewollt, ſo würde ſie auch das Leben zweyer Gatten eben ſo unzertrennlich gemacht haben, als ihre Herzen. Glaube mir, Schweſter, die Natur widerſpricht ſich nirgends, wie könnte ſie ſich in dir, ihrer beſten Tochter, ſo ſehr widerſprechen?

Er-

Erwine. Soll ein Weib dir das erklären, Bruder? kann ich mein Herz aus mir herausnehmen, seine Falten aus einander legen, und dir an den Fingern vorzählen, was darin liegt? O lieber Bruder, klage die Natur in mir nicht an, ich fühle, daß sie es ist, die mir aus dem Innersten zuruft: du warst Urachs Weib, und sollst nie eines andern werden. Stille, Bruder, stille dieses laute Geschrey in meinem Herzen, vermische Urachs Bild in meiner Seele, das mich aller Orten verfolgt, nimm das schreckliche Gesichte von mir, in dem Urachs tödtender Blick mir meine Untreue vorrückte, gieb meiner Seele Frieden, und ich will dir danken, Bruder, danken, wie ich Gott um Urachs Leben danken würde.

Fr. Steinheim. Großer Gott! so viele Quellen des Elendes in deinem besten Geschöpfe, und in dem Herzen des kalten Böswichts so wenig!

Dritter Auftritt.

Der alte Steinheim und die Vorigen.

Der a. Steinheim. Du noch im Nachtkleide Erwine, und Henneberg hat schon den Na-

ta-

tarien entgegen geſchickt? — Aber was ſollen die rothgeweinten Augen? Beginnſt du den Tag deiner Verlobung mit Thränen?

Erwine. Die ich nicht geweint hätte, Vater, wenn ich noch dort wäre, wo —

Der a. Steinheim. Doch nicht im Kloſter?

Erwine. Ja, Vater! Da wäre mein Herz nicht treulos geworden an Urach, da hätt' ich nicht zur Lügnerinn werden dürfen an einem anderen; da würd' ich auch geweint haben, Vater, aber Thränen ſüßen, unſchuldigen Schmerzes, von keinem Gewiſſensbiſſe begleitet, da hätt' ich Urach nicht geſehen in ſeinem Grimm, er hätte mir ſeine Wunden gewieſen, die der Heide ihm ſchlug, der ihn tödtete, nicht die Wunden, die ich ſeinem Herzen verſetzte, ſein leidender Blick hätte den meinigen aufgefodert zum Mitleid, nicht Vorwurf und Schrecken in meine Seele geblitzt. O mein Vater! dies zerriſſene Herz kann nicht mehr lieben, und dieſe Hand hält Urach noch im Grabe feſt, kann ich ihm ſein Eigenthum rauben?

Der a. Steinheim. Und zurück wollteſt du, zurück, noch in der letzten Stunde, die

mein,

mein, und dein Wort geltend machen ſoll? Erwine! Du Steinheims Tochter, du mein Blut? ich erkenne dich nicht mehr! Geſtern noch entſchloſſen, wie ein Mann, und heut zitternd, und zagend wie ein Kind! Was ſoll das alles?

Fr. Steinheim. Ein Traum, Vater, hat ihre Seele ſo klein gemacht, der hetzte ihr Herz wider ihre zweyte Verbindung mit Henneberg auf, weil er ſo lebhaft war, daß ſie ihn für Erſcheinung nahm. Aber derley Aufwallungen ſind nur Uebergänge.

Der a. Steinheim. Faſſe dich, Erwine, laß den Böſewicht vor Träumen erſchrecken, der ſeine Laſter träumt. — Urach war edel und tapfer, er verdiente durch dich mein Sohn zu werden, du liebteſt ihn, und warſt glücklich, und ich ward des Gedanken froh, daß dein Glück mein Werk war. Er blieb in Paläſtina, und du beweinteſt ſeinen Verluſt zwey lange Jahre, das iſt mehr als die Liebe fordern kann. Nun geb' ich dir Henneberg, und gebe dir mehr an ihm, als ich dir an Urach gegeben hatte. Er iſt ein Mann, wie Deutſchland keinen hat, tapfer und klug, zwo Tugenden, Erwine, die bey jungen

gen Rittern ſelten beyſammen ſind; er vermag alles beym Kaiſer und im Reich, und er hat gezeigt, was er vermag, da er ſich zwiſchen Urach und ſeine mächtigen Feinde ſtellte, und ihren Huß in ihrem Eigennutz zu erſticken wußte. Du weißt, die Ungnade des Kaiſers liegt ſchwer auf meinem Hauſe, weil ich den Vater gegen den Sohn vertheidigen half. Mir ſollte ſie nicht zu ſchwer werden, dieſe Ungnade, aber ich will ſie meinen Kindern nicht hinterlaſſen zum Erbtheil, und es iſt Hennebergs Werk, daß der Tag deiner Vermählung auch der Tag der Ausſöhnung zwiſchen mir und dem Kaiſer ſeyn wird. Denke das alles, Erwine, und laß die Hoffnungen deines Vaters ob deinem Eigenſinne nicht zu Schanden werden.

Erwine. Ich hab' es gedacht, Vater, zwey Jahre durch, habe meine Seele nicht verſchloſſen vor dem, was Ihr, die Vorſteherinn und mein Bruder mir vorſtelltet, habe gerungen mit mir ſelbſt, habe ſie gefühlt die Kräfte, womit ihr alle oft an meinem Herzen zerrtet, daß ſeine Fugen hätten aus einander gehen mögen. Ihr hattet meinen Kopf wider mein Herz aufgebracht, Nächte

lang

lang kämpft ich mit mir in meinem Bette und weinte, daß ich kein trockues Plätzchen mehr finden konnte, aber mein Herz hing fest, es konnte nicht abgerissen werden von Urach. — (mit Wärme) O mein Vater, wenn Ihr eure Tochter liebt, wenn Ihr euer Kind glücklich wissen wollet, so laßt mich weinen um den einzigen, den ich liebte. Als unsere Mutter schon über zwey Jahre todt war, und man Euch eine zweyte vortheilhafte Verbindung antrug, waren ich und Urach Zeugen des, was Ihr darauf sagtet. Ich bin alt, sagtet Ihr, ich liebte meine Gattinn, und würde auch die zweyte lieben wollen; aber ich glaube, daß weder die erste mit der zweyten, noch die zweyte mit der ersten gern Liebe theilen möchte. Das traf unsere Herzen, sie schlugen hoch, und in einem Blick und Händedruck war er geschlossen den Bund ewiger gleich unzertheilter Liebe. O mein Vater, laßt mich Euch ähnlich werden, laßt mich den Bund halten, den euer Beyspiel in unsern Herzen geknüpft hat. Laßt mich das bleiben an Urach, was meine Mutter an Euch geblieben wäre. Es ist euer Blut, das laut aus meinem Herzen dieß von Euch fordert. Rettet

mich, rettet mich von dem entsetzlichsten aller Laster, die ein Weib begehen kann, vor Meineid des Herzens. (zu seinen Füßen) Hier fleh ich auf zu dir, Vater, gib, gib mir die Freyheit um Urach zu weinen — oder tödte mich, ich will sie küssen die Hand, die mich vereinigt mit meinem Urach.

Der a. Steinheim. (gerührt verbirgt seine Thränen) Kannst du das Herz deines Vaters zerreissen, Erwine? oder willst du mich weinen lehren, wie ein Weib? soll ich in meinen alten Tagen anfangen ein Lügner zu werden, und das Wort zu brechen, das ich gab? Ich sollte Hennebergen mit meinem Versprechen genarrt haben? Nimmermehr! Erwine, ich versprach mir ganz andere Dinge von Dir. Das ist nicht das Herz meines Kindes, das warm seyn kann gegen einen Todten, und kalt gegen einen lebendigen Vater; (hält ihr die bethränte Hand vor) sieh diese Thränen, es sind die ersten, die ich weine in meinem siebzigsten Jahre. — Kein Eigensinn des Schicksals zwang mir je eine ab, und ich wollte mir lieber die Augen ausgerissen haben, als erfahren, daß mein Kind mir die ersten auspreßt.

Erwine. Verzeihung, Vater, Verzeihung!

(steht

(steht auf) Ich will alles, alles! Hier ist meine Hand für Henneberg. (in Ton kalter verzweifelter Entschlossenheit) Ich gehe mich ankleiden zu lassen.

Vierter Auftritt.

Henneberg, der a. Steinheim, Friedrich Steinheim.

Henneberg. Nun, bester Vater, ist alles in Ordnung, alles im Gang, und ich kann nun mit ganzer Seele hangen an der Seligkeit des heutigen Tages. O mein Vater, ich habe der Edlen so viele, die mein Glück wollen, fühle so ganz die Größe ihrer Wohlthat, daß ich nicht weiß, wo ich zu danken anfangen soll.

Der a. Steinheim. Sohn! So will ich dich nennen, und vergessen, daß du noch andere Namen und Titel hast. Dieser Name bringt dich meinem Herzen am nächsten, und jeder andere würde dich davon entfernen. Mit alle dem Vaterstolz, womit ich einst Ursach ihn gab, aber mit viel mehr Ruhe und Zuversicht geb' ich ihn dir. Zwey lange Jahre, in welchen du so manchen vergeblichen Versuch auf das Herz meiner Tochter wagtest, haben deine Liebe bewährt, und ich hät-

te eine ſolche Probe nicht vonnöthen gehabt, um das Glück meines Kindes ſicher in deine Hände zu legen.

Henneberg. O mein Vater! wenn ihr erſt wüßtet —— Ja, ihr ſollt es wiſſen! Ich will euch mein Innerſtes aufſchließen, geſtehen, was ich mir ſelbſt lange nicht geſtehen wollte. Es iſt die geheime Geſchichte meines Herzens, die ich ſo glücklich war vor den Augen der Welt und jener Unheiligen zu verbergen, bey denen jede Liebe mit dem Laſter verſchwiſtert iſt. Höret alſo, beſter Vater, und verdammet eine Schwachheit nicht, die die Natur ſelbſt zum Antheil ihrer Weſen gemacht hat.

Der a. Steinheim. Fürchte nichts, lieber Sohn! Es waren Zeiten, wo auch ich einen billigen Richter in dieſem Puncte mir wünſchte.

Henneberg. Es ſind bereits fünf Jahre, daß ich eine Leidenſchaft in meinem Herzen trage, die Unglück über alle meine Lebenstage zu verbreiten ſchien, und der ich nun all mein Glück zu danken habe. — Ich ſah Erwinen das erſtemahl, als ſie Urach auf den Reichstag nach Worms begleitete. Sie übernachteten bey mir, und was ich da

an

an ihr sah, hatt' ich noch an keinem Weibe gesehen. Ihre ganze Seele schien Liebe für Urach, und der Anblick eines jungen tugendhaften liebenden Weibes und eines edlen glücklichen Mannes erweckte in mir Ahndungen von Glückseligkeit, deren ich bisher noch keinen Menschen fähig geglaubt hatte. Ich ging mit ihnen nach Worms, und ein längerer Umgang mit dem vortreflichsten Weibe spannte meine Hochachtung und Ergebenheit für sie bis zu einem Grade, der schon sehr nahe an Liebe grenzte. Selbst Urach wurde mir durch seines Weibes Liebe noch werther, und dieß wärmte meinen Eifer für seine Angelegenheiten auf dem Reichstage. Ich fürchtete seine rasche Hitze, und was er auch meine Klugheit schalt, blieb ich doch immer geschäftig, das wieder gut zu machen, was er beym Kaiser durch sein unbändiges Betragen verdorben hatte. Diese Geschäftigkeit ließ mir nicht Zeit, ihrer Ursache nachzuspüren, und mein Herz auszuforschen. Ich hatte Hoffnung, ihm die Gunst des Kaisers zu gewinnen, als er durch den unbesonnenen Mord des Prinzen alle meine Plane zerstörte. Ich müßte mich selbst verläumden, wenn ich sagte, daß ich bey diesem

Vorfalle eine andere Empfindung, als die des Mitleids und Eifers ihm zu helfen, in mir wahrnahm.

Der a. Steinheim. Was du für Urach gethan haſt, zeugt von dieſer Wahrheit; man arbeitet für das Leben desjenigen nicht, auf deſſen Tod man ſein Glück baut.

Henneberg. Als Urach in Verhaft war, und Erwinen das Kloſter Andlau zum Aufenthalt angewieſen wurde, da fühlt' ich zuerſt die entſetzliche Lücke, die ihre Entfernung in meinem Herzen zurück ließ, und auf einmahl ſtands hell und deutlich vor meiner Seele, — daß ich liebte. Vergebens rang ich mit einer endloſen, wüthenden Leidenſchaft, und es gab Augenblicke, wo ich auf Urachs Tod, der damahl gewiß war, mit einer Art von heimlicher Beruhigung hinſah.

Der a. Steinheim. Das war nicht edel, Henneberg.

Henneberg. Hört mich aus, beſter Vater, eh Ihr richtet. — In dieſer unedeln Hoffnung wagt' ich es, Erwinen zu beſuchen, um in ihrer Seele Ausſichten meiner Wünſche zu leſen. Allein der Anblick einer leidenden, in Schmerz und Verzweif-

zweiflung zagenden Gattinn, die mit flehendem Blick Rettung vom Himmel herab bath, tilgte alles Gefühl eigener Leiden in meiner Seele. Laut erscholl eine Stimme in meinem Innern, die mich aufrief, ihrem Gatten zu Hülfe. Ich vergaß meiner selbst, eilte, arbeitete, und rettete Urach. All' der selige Friede, den eine gute That gewährt, war in meiner Seele, so lang ich an Urachs Rettung arbeitete; allein kaum war er nach Palästina gezogen, als die Leidenschaft mit doppelter Wuth wiederkehrte. Ich hatte nun Ansprüche auf Erwinens Erkenntlichkeit, und war leichtgläubig genug in den Ueberwallungen ihrer Dankbarkeit Spuren des Wohlwollens zu finden. Ich besuchte sie etlichemahle im Kloster, und nach jedem Besuche fraß die Flamme stärker um sich, die mir im Innern wüthete. In meiner Seele stiegen Gedanken auf, schwarz wie die Hölle, und ketteten sich zu Entschlüssen zusammen, die abscheulich waren. Ein Blick in mein Innerstes war genug, um mich selbst zu verabscheuen, und ich sah keine andere Rettung, als in der Flucht.

Der a. Steinheim. Und hatte denn Erwin nichts von Deiner Liebe wahrgenommen?

Henneberg. Ich glaube nicht, mein Vater. Nie las ich einen Verdacht in ihrer reinen arglosen Seele. Dank, Achtung und grenzenloses Vertrauen blieb immer der Antheil des Retters ihres Urachs, und lieber wollt' ich mein Leben, als dieses mir so heilige Vertrauen verloren haben. Ich floh, um in der Ferne Ruhe zu finden; und ging mit dem Kaiser nach Italien. Von Stadt zu Stadt irrt' ich da umher, wie einer, der den Fluch des Himmels von sich abzuschütteln strebt, der auf ihm liegt. Allein meine Leidenschaft hatte mich zu tief gefaßt, sie ließ nicht von mir. Ein stiller verzehrender Kummer trat an die Stelle ihrer gewaltsamen Ausbrüche. Ich lebte in der Welt, wie in einem Grabe, und bangte nach dem Augenblicke, der ein Glied von ihr lösen sollte, das ihr nichts nütze war. Ich war entschlossen, mich in ein Kloster zu vergraben, als Eures Sohnes Wiederkunft mich aufs neue ins Leben zurück rief. Was ich von dem Augenblick an that, wißt Ihr selbst, bester Vater, und wenn meine vorige Liebe zu Erwinen eine Schwachheit war, so kann sie doch jetzt Bürge für meine Pflicht seyn.

Der a. Steinheim. Ein seltener Kampf,

lieber Sohn, den Liebe und Tugend in dir kämpfen! er iſt deiner werth, und ich bewundere ihn; aber ich würde ihn vielleicht weniger bewundern, hätt' ich nicht ſo manchen gekannt, der ſich ob ſeiner Macht und des Kaiſers Gunſt berechtigt glaubte, einen viel ſchimpflichern zu kämpfen.

Fünfter Auftritt.

Berthold, und die Vorigen.

Berthold (mit einem Briefe.) Ein reitender Bothe von Worms brachte dieſen Brief vom Kaiſer. Mit ihm ſind auch die Notarien von Worms angekommen.

Henneberg. Gut. Laß das Geſind im großen Saal ſich verſammeln, und meld' es den Rittern —— (den Brief erbrechend) Nur keine hinderlichen Aufträge! (lieſt) „Lieber Getreuer! Meinen freundlichen wohlgemeinten Glückwunſch zur Verlobung mit deiner ſchönen Witwe zuvor, und demnächſt meine nochmahlige Erinnerung an das, was ich mir lange ausbedungen, daß du dein Beylager an meinem Hofe vollzieheſt. Für jetzt bedarf ich deiner eiligen Gegenwart, und deine Braut wird mirs nicht übel deuten, daß ich ihr

ihrem Bräutigam auf ein paar Tage entziehe. Heute Abends erwartet dich"

Heinrich.

Ungelegen? höchst ungelegen! — Doch sey's Wollt Ihr mich begleiten nach Worms, lieber Vater?

Der a. Steinheim. Ungerufne Gäste sind selten willkommen. Ich bin an des Kaisers Hofe fremd geworden. Bey seinem Gericht hab' ich weder was zu suchen, noch zu klagen, und zur Tapete hat sich noch kein Steinheim brauchen lassen. — Komm, die Zeugen warten unser. Ich will Erwinen holen.

Sechster Auftritt.

Saal.

(Zween Notarien an einem Tische. Das Gesinde versammelt sich, die Zeugen kommen. Hierauf Henneberg, und Friedrich Steinheim, dann der alte Steinheim mit Erwinen.)

Henneberg. O, mir willkommen, beste Erwine, willkommen wie ein wohlthätiger Schutzgeist, der von oben zu meiner Rettung herabkömmt. O meine Theure, die Liebe bedarf keiner Zeugen, sie glüht im Innersten, nur dem Allsehenden sichtbar; aber die Landessitte will diese Feyerlichkeit.

Er-

Erwine. (mit an sich haltender Aengstlichkeit) Möchte doch mein Herz alle eure Hoffnungen erfüllen können!

Der a. Steinheim. Also zum Werke! (winkt den Notarien).

Notarius. (steht auf und liest) Der edle Ritter Werner Graf von Henneberg, und Erwine von Steinheim verwittibte Gräfinn von Urach thun kund in diesem Brief, und verlautbaren männiglich, daß sie sich entschlossen, sich in Lieb und Ehren ehelich zu verbinden, und Einander redlich, treu und aufrichtig in allweg zu lieben und werth zu halten, wie's tugendsamen Ehehalten ziemt. Solches Versprechen haben sie mit eigener Hand und Siegel bekräftigt, und von ihren beyderseits gebethenen Zeugen unterzeichnen lassen.

Henneberg. Ich eile, meine Veste, den einzigen Wunsch meines Herzens zu unterschreiben. (Unterschreibt) —— Mein Name, Erwine, erwartet nur noch den Eurigen.

Erwine. (im gehen zaudernd) Gott! Eines andern werden nach Urach!

Der a. Steinheim. (ihr zaudernd wahrnehmend mit Bedeutung) Erwine!

Erwine (geht und unterſchreibt; nach ihr unterſchreiben die Ritter als Zeugen).

Der a. Steinheim. (beyder Hände haltend.) Hier, Allſehender, fleh' ich zu dir auf; gib dem Band Segen und Gedeihen, das ich knüpfe. Laß dieſe Ehe meinem Vaterlande wohlthätig werden in ihren Früchten! (Ihre Hände in einander legend.) Laßt Eure Herzen ſo aneinander halten, wie Eure Hände, feſt und treu, und der Segen des Herrn wird bleiben bey Euch, und Euerem Stamme.

Henneberg. Theure, ſüße Gefährtinn meines Lebens, dieſer Ring (ihr ihn anſteckend) ſey Bürge des heiligen Bundes zwiſchen meinem und Eurem Herzen. Er iſt rund — das Bild der Ewigkeit — und der Liebe! Ewig ſoll —

Erwine. (ſinkt ohnmächtig auf ihren Vater).

Henneberg. Gott! Erwine! Hülfe!

Der a. Steinheim (der ſie mit Kirmar auf ihr Zimmer führt). Eine ſchreckliche Ahndung!

Zwey-

Zweyter Aufzug.

Erwinens Gemach.

Erſter Auftritt.

Erwine. (Vor ſich ein Käſtchen, worin ſie Urachs Briefe aufbewahrte, ſie hatte alle geleſen, und nimmt den letzten heraus.)

Du biſt der letzte Bothe an mich, aus dem Herzen meines Urachs! — wenn ich euch leſe, dann ſchwindet mir alles, und ich lebe wieder in dem Einzigen, der meine Welt war. O, was das ein Leben wäre, wenn ſie mirs gönnen wollten! wieder zu fühlen all den Genuß vergangener Freuden, zu leben im Gedanken genoſſener Seligkeit, Seele an Seele zu leben mit Urach! O, daß ſie Sinn hätten für das, ſie würdens nicht Thorheit ſchelten! (lieſt).

Erwine (geht und unterſchreibt; nach ihr unterſchreiben die Ritter als Zeugen).

Der a. Steinheim. (beyder Hände haltend.) Hier, Allſehender, fleh' ich zu dir auf; gib dem Band Segen und Gedeihen, das ich knüpfe. Laß dieſe Ehe meinem Vaterlande wohlthätig werden in ihren Früchten! (Ihre Hände in einander legend.) Laßt Eure Herzen ſo aneinander halten, wie Eure Hände, feſt und treu, und der Segen des Herrn wird bleiben bey Euch, und Euerem Stamme.

Henneberg. Theure, ſüße Gefährtinn meines Lebens, dieſer Ring (ihr ihn anſteckend) ſey Bürge des heiligen Bundes zwiſchen meinem und Eurem Herzen. Er iſt rund — das Bild der Ewigkeit — und der Liebe! Ewig ſoll —

Erwine. (ſinkt ohnmächtig auf ihren Vater).

Henneberg. Gott! Erwine! Hülfe!

Der a. Steinheim (der ſie mit Kirmar auf ihr Zimmer führt). Eine ſchreckliche Ahndung!

Zwey-

ſind Gift für deine Ruhe, und Hinderniſſe für deine Pflicht. Gib mir ſie, ich will ſie aufbewahren.

Erwine. Das iſt eine harte, grauſame Pflicht, die einem das Liebſte abfordert! — Doch — ja! Ich will ihr gehorchen, will den Schatz in eure Hände legen; nur verſprecht mir, daß ich ihn an dem Tage, der meiner Pflichten hienieden der letzte iſt, wieder erhalte.

Der a. Steinheim. Das ſollſt du. Gib her!

Erwine. Nur den letzten da will ich noch leſen. (nachdem ſie eine Weile geleſen) Wahr, und ſchrecklich! — O, mein Vater, was iſt aus meinem Herzen geworden!

Der a. Steinheim. Nu, was wieder? Laß hören!

Erwine. O höret, mein Vater, was Urach da ſchreibt, mir ſchreibt, aus der Fülle ſeines Herzens ſchreibt. (lieſt) „Das iſt ein Frazenherz, das wie eine Münze aus einer Hand in die andere geht! Ein Chriſt muß nur Einen Gott lieben können, ein Ritter nur ein Vaterland, ein Mann nur Ein Weib.“ — Nun umgekehrt, Vater, nicht auch das Weib nur Einen Mann?

Der

Der a. Steinheim. Wahr, wie es Urach hier gemeint hat, aber falsch wie du's nimmst. Liebe darf nicht wechseln, so lang ihr Gegenstand da ist, und wechselt sie, dann ists Fratzenliebe. Das, Erwine, ist der Sinn der Stelle. Sieh, wie man verkehrt liest, wenn man verkehrt empfindet.

Erwine. Aber der Zusammenhang, Vater, will, was ich meine.

Der a. Steinheim. Und wenn ers wollte, so wärs Grille von Urach. Kann dir so was mehr seyn, als die Stimme der Vernunft?

Erwine. Urach hatte auch Vernunft, Vater, — und ein Herz! —

Der a. Steinheim. Das immer mehr will, als die Vernunft erlaubt! — Laß das alles, Erwine, die Zeit wird dich bessere Dinge lehren. (Legt die Briefe zusammen und ersieht Urachs Portrait) Das gehört auch zu den Briefen, nicht wahr?

Erwine. Wollt ihr mir denn alles, alles nehmen? — Doch immerhin auch sein Bild! ich hab' ja lebendige Abdrücke von ihm — meine Kinder!

Der a. Steinheim. (legt Briefe und Portrait ins Käſtchen, verſchließt es, und nimmt den Schlüſſel zu ſich) Komm, Erwine, wir wollen Henneberg ſuchen.

Dritter Auftritt.

Saal.

Kirmar, Friedrich Steinheim.

Kirmar. (kömmt zur Hauptthüre herein).

Fr. Steinheim. (aus der Seitenthüre) Haſt Du meinen Vater nicht geſehen, Kirmar?

Kirmar. Eben geht er mit Erwinen die Treppe hinunter, ich glaube, ſie gehn ins Gartenzimmer. Ich will gleich ſehen. (tritt ans Fenſter) Ja, ſie gehn nach der Gartenthüre. — Doch wer kömmt denn da ſo eilig die Straße hergeritten? Ein Fremder, wie es ſcheint.

Fr. Steinheim. (tritt hinzu) Er reitet zum Thor herein. — — Steigt ab.

Kirmar. Kennt Ihr ihn nicht?

Fr. Steinheim. Himmel! Das iſt ja Treuhold aus Paläſtina!

Kirmar. Unmöglich!

Fr. Steinheim. Er iſts! Er iſts. —

Er geht die Treppe heauf, gehen wir ihm entgegen?

Vierter Auftritt.

Treuhold, Kirmar, Fr. Steinheim.

Kirmar. Willkommen, tauſendmahl willkommen, lieber Treuhold! Du noch im Leben, den wir ſchon ſo herzlich als todt bedauerten?

Fr. Steinheim. Sey mir willkommen, ehrlicher Treuhold! Nur meinen Augen, ſonſt Niemanden in der Welt würd' ichs glauben, daß Du noch lebſt. So oft von Paläſtina die Rede war, ſagten wir immer: Treuhold hat wohl wahr geſagt, er würde entweder mit Urach, oder niemahls wieder kommen!

Treuhold. Nu, hab' ich nicht Wort gehalten, bring' ich euch Urach nicht wieder?

Fr. Steinheim. So haſt Du den Leib des Edlen gefunden, haſt ſeine Gebeine geſammelt, und dem Unglücklichen den letzten Dienſt gethan, den ich ihm, ach vergebens! zu erweiſen ſuchte? Und gar aus Paläſtina bringſt Du Uns Urachs Gebeine mit? O, wie wird dirs Erwine danken!

Treu=

Treuhold. Nein, Freyherr, nicht Urachs Gebeine, den ganzen, gesunden, lebenden Urach hab' ich Erwinen wieder gebracht. Sie muß ihn nun bald haben; Urach ritt gerade nach Steinheim zu, und sandte mich am Scheideweg fort hierher, Hennebergen seine Wiederkunft zu melden.

Fr. Steinheim. Pfui! Lüge nicht, Alter! War ich nicht ein Augenzeuge seines Todes? Und würden wirs nicht längst wissen, wenn er noch lebte?

Treuhold. Freyherr! Ich habe noch nie gelogen, und wollte es hier am allerwenigsten! Es geschehen wohl noch unglaublichere Dinge unter der Sonne, als daß ein Ritter, den man an seiner Seite vom Pferd stürzen sieht, nach drey Jahren lebendig wieder kömmt. Reiset nach Haus, Freyherr, wenn Ihr das mit Augen sehen wollet, was Ihr hier eine Lüge schelket.

Fr. Steinheim. Also wahr, Treuhold, Urach lebendig zurücke? Gott im Himmel, was wird aus Erwinen werden! — Um deiner Liebe zu Urach willen, Treuhold, laß hier Niemanden was von Urachs Wiederkunft merken, bis ichs meinem Vater hinterbracht habe. Er ist hier, ich

Erwine (geht und unterſchreibt; nach ihr unterſchreiben die Ritter als Zeugen).

Der a. Steinheim. (beyder Hände haltend.) Hier, Allſehender, fleh' ich zu dir auf; gib dem Band Segen und Gedeihen, das ich knüpfe. Laß dieſe Ehe meinem Vaterlande wohlthätig werden in ihren Früchten! (Ihre Hände in einander legend.) Laßt Eure Herzen ſo aneinander halten, wie Eure Hände, feſt und treu, und der Segen des Herrn wird bleiben bey Euch, und Euerem Stamme.

Henneberg. Theure, ſüße Gefährtinn meines Lebens, dieſer Ring (ihr ihn anſteckend) ſey Bürge des heiligen Bundes zwiſchen meinem und Eurem Herzen. Er iſt rund — das Bild der Ewigkeit — und der Liebe! Ewig ſoll —

Erwine. (ſinkt ohnmächtig auf ihren Vater).

Henneberg. Gott! Erwine! Hülfe!

Der a. Steinheim (der ſie mit Kirmar auf ihr Zimmer führt). Eine ſchreckliche Ahndung!

Zweyter Aufzug.

Erwinens Gemach.

Erſter Auftritt.

Erwine. (Vor ſich ein Käſtchen, worin ſie Urachs Briefe aufbewahrte, ſie hatte alle geleſen, und nimmt den letzten heraus.)

Du biſt der letzte Bothe an mich, aus dem Herzen meines Urachs! — wenn ich euch leſe, dann ſchwindet mir alles, und ich lebe wieder in dem Einzigen, der meine Welt war. O, was das ein Leben wäre, wenn ſie mirs gönnen wollten! wieder zu fühlen all den Genuß vergangener Freuden, zu leben im Gedanken genoſſener Seligkeit, Seele an Seele zu leben mit Urach! O, daß ſie Sinn hätten für das, ſie würdens nicht Thorheit ſchelten! (lieſt).

will ſehen, wie ſich ihn allein herauf kriege. Ich bin den Augenblick wieder da.

Fünfter Auftritt.

Treuhold und Kirmar.

Kirmar. Ich ſteh' hier, wie vom Blitz getroffen. Treuhold, in deiner Nachricht liegt Leben und Tod. Urach war uns allen ſo gewiß todt, als ſein Großvater, und Erwine — iſt ſeit heute mit Henneberg verlobt.

Treuhold. Verlobt? Himmel! was für ein Raub an Urach! Und konnte denn Erwine, die mir ſein Leben ſo auf die Seele band, ihren Urach ſo vergeſſen? Armer Urach, das hatteſt du wohl nicht erwartet! Wie ihn das empören wird gegen euch alle! O, ich ſehe neuen Greuel voraus. Wie ein gereizter Löwe wird er wüthen, und ſein Leben kann nun ſein Tod ſeyn. Wie konntet ihr ſo leichtgläubig, ſo voreilig ſeyn?

Kirmar. Konnten wir an Steinheims Augenzeugniß zweifeln? War er nicht Urachs Gefährte nach Paläſtina, und kam er nicht ohne Urach mit allen Umſtänden ſeines Todes zurück?

ſind. Gift für deine Ruhe, und Hinderniſſe für deine Pflicht. Gib mir ſie, ich will ſie aufbewahren.

Erwine. Das iſt eine harte, grauſame Pflicht, die einem das Liebſte abfordert! — Doch — ja! Ich will ihr gehorchen, will den Schatz in eure Hände legen; nur verſprecht mir, daß ich ihn an dem Tage, der meiner Pflichten hienieden der letzte iſt, wieder erhalte.

Der a. Steinheim. Das ſollſt du. Gib her!

Erwine. Nur den letzten da will ich noch leſen. (nachdem ſie eine Weile geleſen) Wahr, und ſchrecklich! — O, mein Vater, was iſt aus meinem Herzen geworden!

Der a. Steinheim. Nu, was wieder? Laß hören!

Erwine. O höret, mein Vater, was Urach da ſchreibt, mir ſchreibt, aus der Fülle ſeines Herzens ſchreibt. (lieſt) „Das iſt ein Frazenherz, das wie eine Münze aus einer Hand in die andere geht! Ein Chriſt muß nur Einen Gott lieben können, ein Ritter nur ein Vaterland, ein Mann nur Ein Weib!" — Nun umgekehrt, Vater, nicht auch das Weib nur Einen Mann?

Der

Der a. Steinheim. Wahr, wie es Urach hier gemeint hat, aber falsch wie du's nimmst. Liebe darf nicht wechseln, so lang ihr Gegenstand da ist, und wechselt sie, dann ists Fratzenliebe. Das, Erwine, ist der Sinn der Stelle. Sieh, wie man verkehrt liest, wenn man verkehrt empfindet.

Erwine. Aber der Zusammenhang, Vater, will, was ich meine.

Der a. Steinheim. Und wenn ers wollte, so wärs Grille von Urach. Kann dir so was mehr seyn, als die Stimme der Vernunft?

Erwine. Urach hatte auch Vernunft, Vater, — und ein Herz! —

Der a. Steinheim. Das immer mehr will, als die Vernunft erlaubt! — Laß das alles, Erwine, die Zeit wird dich bessere Dinge lehren. (Legt die Briefe zusammen, und ersieht Urachs Portrait) Das gehört auch zu den Briefen, nicht wahr?

Erwine. Wollt ihr mir denn alles, alles nehmen? — Doch immerhin auch sein Bild! ich hab' ja lebendige Abdrücke von ihm — meine Kinder!

Der a. Steinheim. (legt Briefe und Portrait ins Kästchen, verschließt es, und nimmt den Schlüssel zu sich) Komm, Erwine, wir wollen Henneberg suchen.

Dritter Auftritt.

Saal.

Kirmar, Friedrich Steinheim.

Kirmar. (kömmt zur Hauptthüre herein).

Fr. Steinheim. (aus der Seitenthüre) Hast Du meinen Vater nicht gesehen, Kirmar?

Kirmar. Eben geht er mit Erwinen die Treppe hinunter, ich glaube, sie gehn ins Gartenzimmer. Ich will gleich sehen. (tritt ans Fenster) Ja, sie gehn nach der Gartenthüre. — Doch wer kömmt denn da so eilig die Straße hergeritten? Ein Fremder, wie es scheint.

Fr. Steinheim. (tritt hinzu) Er reitet zum Thor herein. — — Steigt ab.

Kirmar. Kennt Ihr ihn nicht?

Fr. Steinheim. Himmel! Das ist ja Treuhold aus Palästina!

Kirmar. Unmöglich!

Fr. Steinheim. Er ists! Er ists. —

Er geht die Treppe herauf, gehen wir ihm entgegen?

Vierter Auftritt.

Treuhold, Kirmar, Fr. Steinheim.

Kirmar. Willkommen, tauſendmahl willkommen, lieber Treuhold! Du noch im Leben, den wir ſchon ſo herzlich als todt bedauerten?

Fr. Steinheim. Sey mir willkommen, ehrlicher Treuhold! Nur meinen Augen, ſonſt Niemanden in der Welt würd' ichs glauben, daß Du noch lebſt. So oft von Paläſtina die Rede war, ſagten wir immer: Treuhold hat wohl wahr geſagt, er würde entweder mit Urach, oder niemahls wieder kommen!

Treuhold. Nu, hab' ich nicht Wort gehalten, bring' ich euch Urach nicht wieder?

Fr. Steinheim. So haſt Du den Leib des Edlen gefunden, haſt ſeine Gebeine geſammelt, und dem Unglücklichen den letzten Dienſt gethan, den ich ihm, ach vergebens! zu erweiſen ſuchte? Und gar aus Paläſtina bringſt Du Uns Urachs Gebeine mit? O, wie wird dirs Erwine danken!

Treu-

Treuhold. Nein, Freyherr, nicht Urachs Gebeine, den ganzen, gesunden, lebenden Urach hab' ich Erwinen wieder gebracht. Sie muß ihn nun bald haben; Urach ritt gerade nach Steinheim zu, und sandte mich am Scheideweg fort hierher, Hennebergen seine Wiederkunft zu melden.

Fr. Steinheim. Pfui! Lüge nicht, Alter! War ich nicht ein Augenzeuge seines Todes? Und würden wirs nicht längst wissen, wenn er noch lebte?

Treuhold. Freyherr! Ich habe noch nie gelogen, und wollt' es hier am allerwenigsten! Es geschehen wohl noch unglaublichere Dinge unter der Sonne, als daß ein Ritter, den man an seiner Seite vom Pferd stürzen sieht, nach drey Jahren lebendig wieder kömmt. Reiset nach Haus, Freyherr, wenn Ihr das mit Augen sehen wollet, was Ihr hier eine Lüge scheltet.

Fr. Steinheim. Also wahr, Treuhold, Urach lebendig zurücke? Gott im Himmel, was wird aus Erwinen werden! — Um deiner Liebe zu Urach willen, Treuhold, laß hier Niemanden was von Urachs Wiederkunft merken, bis ichs meinem Vater hinterbracht habe. Er ist hier, ich

will sehen, wie sich ihn allein herauf kriege. Ich bin den Augenblick wieder da.

Fünfter Auftritt.

Treuhold und Kirmar.

Kirmar. Ich steh' hier, wie vom Blitz getroffen. Treuhold, in deiner Nachricht liegt Leben und Tod. Urach war uns allen so gewiß todt, als sein Großvater, und Erwine — ist seit heute mit Henneberg verlobt.

Treuhold. Verlobt? Himmel! was für ein Raub an Urach! Und konnte denn Erwine, die mir sein Leben so auf die Seele band, ihren Urach so vergessen? Armer Urach, das hattest du wohl nicht erwartet! Wie ihn das empören wird gegen euch alle! O, ich sehe neuen Greuel voraus. Wie ein gereizter Löwe wird er wüthen, und sein Leben kann nun sein Tod seyn. Wie konntet ihr so leichtgläubig, so voreilig seyn?

Kirmar. Konnten wir an Steinheims Augenzeugniß zweifeln? War er nicht Urachs Gefährte nach Palästina, und kam er nicht ohne Urach mit allen Umständen seines Todes zurück?

Sechs-

Sechster Auftritt.

Der alte Steinheim, Friedrich Steinheim und die Vorigen.

Der a. Steinheim. Treuhold, Du hast uns eine Nachricht gebracht, worüber mein alter Kopf zerſpringen möchte. Urach fiel neben meinem Sohn, und lebt, lebt und ſchreibt kein Wort, ſo viele Ritter kommen ſeither aus Paläſtina, und bringen die nämlichen Umſtände ſeines Todes! Wie geht das allzuſammen? Rede!

Treuhold. Der Zuſammenhang der Geſchichte ſoll euch das aufklären. Es iſt die wunderbarſte Reihe von Schickſalen, die wohl noch kein Ritter in Paläſtina erlebt hat. — Doch ich muß mich ſetzen, Urach hat mich ſo matt geritten, daß ich kein Bein an mir fühle. Ihr wiſſet, wie unglücklich der Ritt ausfiel, den Ihr mit Urach, König Balduin, und nach etlichen Rittern machtet, um den Feind zu beobachten. Sobald das Gerüchte von Urachs Tod, und unſerer und des Königs Gefangennehmung im Lager erſcholl, war mir mein Leben um nichts feil; ich gieng, Euch oder Urachs Körper zu finden. Drey

lange Tage durchsucht' ich vergebens den Wahlplatz, und Niemand konnte oder wollte mir sagen, wo man Euch und den gefangenen König hingeschleppt hatte. Ich durchstrich also auf gut Glück die ganze umliegende Gegend, ohne eine Spur von dem, was ich suchte. Es war die sechste Woche, daß ich unter freyem Himmel umherirrte, als die Nacht mich zwang, mir im nächsten Walde ein sicheres Nachtlager zu suchen. Kaum trat ich in den Wald hinein, als ich in der Ferne Licht sah. Ich gieng darauf zu, und wie ich näher kam, hört' ich den Laut einer rauhen, aber tonvollen singenden Stimme. Ich trat näher und horchte, als ich deutlich eins Sisyphs des Lieds vernahm, das ich Urachen auf unserer Reise an Erwinen hatte machen müssen. Wie fortgerissen eilt' ich in die Hütte, und fand darin Urachen bey zween armen Einsiedlern singend. Ich war bereit alles für Blendwerk zu halten, als Urach aufsprang, mir ins Gesicht sah, und mich umarmte.

Fr. Steinheim. Aber wie kam denn Urach vom Wahlplatz, wo ich ihn todt niederstürzen sah?

Treu-

Treuhold. Die frommen Einsiedler hatten ihn unter den erschlagenen Christen, die sie alle Nacht ausgiengen zu begraben, gefunden, sie hatten noch Leben in ihm entdeckt, ihn in ihre Hütte getragen, seine Wunden verbunden, und seiner nach Vermögen gepflegt. Der Graf hatte im Unterleibe eine tödtliche Wunde bekommen, die noch nicht ganz heil war, aber seine starke Natur half sich selbst. Nach etlichen Tagen ließ er seine Rüstung den Einsiedlern, nahm eins ihrer alten Kleider, und einer von ihnen führte uns glücklich bis an die Grenzen von Edessa. Schon hatten wir von einem Hügel das christliche Lager im Angesichte, als wir im Thal etliche Tempelherren mit einem überlegenen Haufen von Türken im Gefechte sahn. Auf einmal brach Urachs ganze Hitze los: er riß mich, als ich ihn halten wollte, mit sich fort, stürzte den Hügel hinunter, bemächtigte sich des Schilds und Schwerts eines erschlagenen Ritters, riß einen Türken vom Pferde, schwang sich darauf, und drang mit solcher Wuth in den Türkenschwarm, daß ihre Anzahl mit jedem seiner Streiche abnahm. Schon fiengen sie an zu weichen, als ein neuer Trupp

ſie verſtärkte, doch wollte keiner den Streichen des wunderbar kämpfenden Einſiedlers ſich nähern: Urachs Schwerdt wüthete in die Türken wie freſſendes Feuer, als plötzlich ſein Pferd durchſtochen unter ihm zuſammenſtürzte. Er wollte ſich aufraffen, aber ein Schwarm Türken fiel über ihn her, entwaffnete ihn, und band ihm die Hände auf den Rücken. Dieß alles geſchah in ſolcher Geſchwindigkeit, daß ich kaum Zeit hatte, mich zu beſinnen. Ich wollte nun nicht mehr von Urach, bat, ſchrie, ſie ſollten auch mich mitnehmen, was ſie denn auch thaten. Noch ſelben Tag ſchleppten ſie uns über den Euphrat, und verkauften uns an einen Kaufmann von einer handelnden Karavane, der uns mit ſich tief in Perſien führte. Beynahe drey Jahre trugen wir bey ihm die Sklavenkette.

Der a. Steinheim. Und ſuchtet nicht, Nachricht von eurem Zuſtande nach Deutſchland zu bringen?

Treuhold. Die Sklavenkette, Freyherr, iſt kurz und ſtark! Wir trugen ſie hoffnungslos, bis ein genueſiſcher Kaufmann, den Urach auf der Reiſe nach Paläſtina hatte kennen lernen,

nen, uns auszuruhen. Wir hatten mit Stürmen und Seeräubern zu kämpfen, eh wir eine Europäische Küste erreichten. Und nun drang ich in Urach nach Deutschland zu schreiben. — Soll ich Schnecken zu Boten der Liebe machen? Antwortet er mir: Kann Gold einen Miethling mehr spornen, als mich Erwine, und ich mein Pferd? — Urach schafft noch selben Tag Pferde, und wir flogen nach Deutschland. Tag und Nacht ritt Urach, kaum daß er einmal des Tags Mahlzeit hielt, nur meinethalben und der Pferde wegen, wie er sagte, und wenn schlimme Wege uns zu übernachten zwangen, schlief er auf freyem Felde unter seinem Schilde. Wenn ich ihn bat, sich zu schonen, so war seine Antwort: Wenn Du kannst, und unsere Pferde können, so sey unbekümmert um Urach, mir kömmt Vermögen aus meinem Herzen. Erwine war sein einzig Reden die ganze Reise durch, und sein erster Weg, als wir uns schieden, war nach Steinheim, wo er Erwinen zu treffen glaubte. Ich mußte hieher mit seinem Gruß an Henneberg. — Hier habt ihr die Geschichte, Freyherr, so kurz ichs konnte.

Der

Der a. Steinheim. Großer Gott! Deine Wege sind wunderbar, gütig, und schrecklich! Laß mich den Knoten lösen, Herr, den ich geknüpfet habe! — Treuhold, Du liebst Urach, um seiner Selbstwillen bitt' ich Dich, halt seine Wiederkunft vor Henneberg geheim, bis er in Worms ist. Erwine muß Urachen wieder werden. Henneberg liebt sie, und ist mächtig, wir alle würden zu schwach seyn, sie ihm zu entreissen. Auch Erwine muß erst vorbereitet werden. — Und dann Urachs Ungestüm! O, ich weiß nicht, wo ich anfangen soll. — Geh, guter Treuhold, indeß hinunter zu Erwinen und Henneberg, erzähl' ihnen alle Deine Schicksale, nur laß überall Urach dabey aus. Ich brauche Zeit mich zu fassen, um das Ende des Knoten zu finden. Geh, Guter, Kirmar begleitet Dich, daß sie uns nicht überraschen.

Treuhold. Das will ich, Freyherr, für Urach. Weniger Umständlichkeit ist keine Lüge.

Siebenter Auftritt.

Der alte Steinheim, Fr. Steinheim.

Der a. Steinheim. Wie soll ich nun das alles ausgleichen? Wie auseinander lösen das ganze Gewirr, ohne daß ein Faden reißt? O, daß du zu sehen glaubtest, Sinnengläubiger, was du nicht sahst!

Fr. Steinheim. Menschenaugen, Vater, geben nur Menschengewißheit, mehr darf man auch von Menschenrede nicht fodern. Und vertraut nicht jedermann den Sinnen sein eigen Leben, wie soll' ich ihnen nicht geglaubt haben, da sie mir von Urachs Tode zeugten?

Der a. Steinheim. O, es ist nichts, was wir Gewißheit nennen, Schein selbst das oft, was wir greifen. — Und wie wird Urach das nehmen? Ich kenn' ihn. Sein Zorn ist verzehrend Feuer, wenn er gereizt wird. Weh uns, wenn sein Ungestüm uns übereilt! Erwine muß fort auf mein nächstes Schloß, so bald Henneberg weg ist. Träfe Urach sie hier, das wäre Sturmwind in seine Flamme.

Fr. Steinheim. Für Erwinen fürcht' ich weniger, Vater. Bey Urach gebiert Verdacht betrogener Liebe nur Verachtung und Hohn, aber auch das wäre tödtend für Erwinen. Mehr fürcht' ich für Henneberg. Ein Funke von Schmach oder Unrecht setzt Urach in Flammen. Und hat er nicht Schein von beyden bey Henneberg? Wie, kann er nicht selbst das auslegen, was Henneberg für ihn gethan hat? Wird er nicht Gift finden in seinen Wohlthaten, und Heucheley in seiner Freundschaft? Und weh dem, den Urach als einen Heuchler verfolgt!

Der a. Steinheim. Drum laß uns ihm alles aus dem Weg räumen, damit die ersten Hiebe seines Grims zu Luftstreichen werden. Er muß weder Erwinen noch Henneberg hier antreffen. Du mußt sogleich mit meinen Leuten zurück, und am Scheideweg seiner warten: kömmt er, eh du noch glaubst, daß hier vorgesehen ist, so wend' alles an, ihn aufzuhalten, nur nichts mit Gewalt — Du kennst Urach. Ich will dir zum Schein schriftliche Aufträge mitgeben. — Es kömmt Jemand, komm auf mein Zimmer.

Achter Auftritt.

Erwine, Treuhold.

Erwine. Du bist gewiß recht müde, guter Treuhold! Setz dich. (reicht ihm einen Sessel) Und sonst nichts, gar nichts kannst du mir sagen von meinem Urach? Das war wenig, Treuhold, recht wenig — O, wenn du wüßtest, wie bey deinem Anblick alles in meinem Herzen lebendig wird, alles Verklungene wieder auszittert, und wie's schlägt und pocht vor Ungeduld in mir, alles zu wissen von Urach, die kleinsten Dinge in Red' und That, sein Ja und Nein sogar! um es an meine Seele zu hängen auf ewig! Du würdest's bedauern, daß du mir so gar nichts von ihm sagen kannst!

Treuhold. Was kann ich Euch sagen, edle Gräfinn, daß Ihr nicht längst wisset, und vielleicht besser denket, als ich?

Erwine. Wahr, Treuhold, wohl wahr! O, ich hab' ein gutes Gedächtniß! es ist mein ganzer Reichthum; aber es liegen auch Schätze darinn — ein Tagebuch von Urachs ganzem Leben! Wenn ich oft so den Schatz aufschließe, mir vor die

See-

Seele rufe die Scenen all', wieder werde, was ich war, Kind, Mädchen und Frau an Urachs Seite, dann Treuhold, dann fühl' ich wieder Leben und Seligkeit. — Und erst die großen Perlen in meinem Schatz, die ich immer im Herzen trage, die Scenen, wo Urachs Seele in ihrer ganzen Schöne sich malte! Wo wir als Kinder schon zusammen trafen auf einem Punkt! — O, ich denk' es noch wie gestern, wie wir das Märchen vom großen Steine, der Ritter Grab genannt, spielten, das Du uns erzählt hattest: wie er mich hinanführte den nächsten Berg, mich setzen hieß, und ein großes Felsenstück zu mir hinantrug, um den Sold der Minne, wie er sagte, und mirs eng und süß dabey ums Herz ward, obschon wir beyde noch nicht wußten, was für Sinn im Worte lag. Oft wallfahrteten wir nachher zu dem Felsenstück, als es heller in unseren Herzen geworden war. — Und wie er eines Tages ein dichtbelaubtes Bäumchen mir zur Laube bog, den Wipfel in die Erde steckte, und als ich ihm Abends sagte, das Bäumchen würde welken, er noch bey Nacht hinaus lief, und es, wie er sagte, ins Leben zurück schnellen ließ. —

O,

O, ich möchte nicht ſterben, Treuhold, wenn der Tod mich um das Andenken dieſer Scenen brächte!

Treuhold. Und ſein Sinn für Freyheit, Erwine, der im Knabenkeime ſchon Früchte trug! Wie er oft die Kettenhunde der Bauern, ohne Furcht gebiſſen zu werden, los ließ, und er mir, als ich ihn deß warnen wollte, ſagte: Sie beißen nur an der Kette, und ſind fromm wie Lämmer im Freyen — und wie er die Stäbe von den jungen Bäumen losriß, weil er's nicht leiden konnte, daß ein todt Stück Holz ein lebendiges hofmeiſtern ſollte. — Und dann das Streben ſeiner jungen Seele nach Wahrheit! Wißt Ihr noch, wie er einſt an Eurer übergüldeten Halskette ſo lang rieb, bis das Gold weg war, und er mir auf meine Frage, was er da gemacht habe? zur Antwort gab: Ich habe die Lüge weggerieben! — Wie oft freut' ich mich ſeines geraden immer nur das Ziel faſſenden Sinns, als ich ſah, daß er allemal lieber über Gräben ſpringen und Bäche durchwaten, als den kleinſten Umweg machen wollte! —

Erwine. Aber, Treuhold, das Wichtigſte vergaßeſt Du, ſeine Liebe, ſeine volle Liebe, die er mir durch alle Adern trieb, das Umſchlingen und Umfaſſen ſeiner Seele, daß mir's oft war, als läg' ich mitten in ſeinem Herzen. Wie er ſich anſchlang an alles, was er liebte, das nicht mehr von ihm loszukommen war, auſſer er fand was Böſes darinn, da warf er's auch auf ewig aus ſeinem Herzen.

Treuhold. Ja, Erwine, ich fühlte, wie feſt er mich hielt! Schon an den Knaben war meine Seele gebunden. Ich ſollt' ihn erziehen, aber nicht lange, ſo gieng ich bey ihm in die Schule; als ich ſah das frühe Hervordrängen alles deſſen, was in ihm lag, wie Kraft auf Kraft aus ihm blizte und Licht warf auf ſein künftiges Leben; und wie nun das alles reif in ihm ward und Frucht anſezte im Mann! O Erwine, oft ſagt' ich zu mir ſelbſt: die Natur hat Stoff von zehn Männern zu ſeinem Weſen genommen!

Neunter Auftritt.

Der alte Steinheim und Friedrich Steinheim (aus der Seitenthüre) Henneberg und die Vorigen.

Henneberg. Ich bin reisefertig, meine Theueren, und gäbe der Himmel, daß ich's nicht seyn dürfte! Ist mir doch, als wenn ich von mir selbst getrennt würde! O, daß doch diese Tage schon um wären! Nie, nie fühlt' ich die Sclaverey des Höflings stärker als itzt. (zu Erwinen) Doch Geduld, meine Beste, hab' ich beym Kaiser nur ausgerichtet, was ich vorhabe, dann will ich dem Hofe fremd werden, fremd der ganzen Welt, und mich einengen in den Cirkel der Liebe.

Der a. Steinheim. Folge deiner Pflicht, Henneberg. (ihm die Hand reichend) Leb' wohl! Gott geleite dich! Komm, wir wollen dich begleiten.

(alle ab.)

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Saal.

Der alte Steinheim, Kirmar.

Kirmar. (zum alten Steinheim, der aus Erwinens Zimmer kömmt.) Schon fertig, Freyherr? Wie nahm Erwine die Nachricht?

Der a. Steinheim. Schlimmer, als ich vermuthete. Die Furcht von Urach ließ mir nicht so viel Zeit, als ich brauchte um weiter auszuholen. Ich mußte Stuffen überhüpfen, die nöthig gewesen wären, ihrem Herzen gelinder beyzukommen. Bey der ersten Sylbe, die ihr Gewißheit von Urachs Leben gab, lag sie mir ohn-

mäch-

mächtig im Arm. Und auf die Nachricht, daß er ſchon hier wäre, folgte eine zweyte Ohnmacht. So bald ſie ſich erholt hat, müſſen wir fort. Geh, guter Kirmar, thu Erwinen noch den letzten Dienſt, und ſorge für eine Sänfte für ſie, ſie wäre zum Reiten zu ſchwach. Verhüte aber allen Lärm unter Hennebergs Leuten. Mein Knappe ſoll mir's melden, wenn alles bereit iſt.

Zweyter Auftritt.

Berthold und die Vorigen.

Berthold. (keucht herein) Urach noch nicht hier, Freyherr?

Der a. Steinheim. Nein! begegnet' er dir?

Berthold. O, weit mehr, als das, Freyherr. Ich war kaum eine halbe Stunde über den Scheideweg, da ein Ritter geſprengt auf mich zu kam. Wem dienſt du Knappe? rief er mich haſtig an. Graf Hennebergen, ſagt' ich. Was iſt dein Geſchäft? ſchrie er. Ein Brief, ſagt' ich an die Vorſteherin von Andlau, und erkannte ihn. Heraus damit, ſchrie er ergrimmt, bey dei-

nem Leben! Ich thu, was Knappen ziemt, rief ich, und wenn ich Euer Knappe wäre, würdet ihr mich deß strafen, was Ihr jetzt von mir fodert. Ich hatte noch nicht ausgeredet, als er mich niederwarf, und mir den Brief nahm. Eh ich mich besann, war er mir aus den Augen. Ich nahm den kürzern Weg über die Berge, um ihm vorzukommen. Das ist alles, Freyherr. Ich that, was ich konnte. (ab)

Der a. Steinheim. Gott! wenn Henneberg was von seiner alten Liebe geschrieben hat, und Urach uns hier antrifft! Wir müssen eilen, was wir können. Geh, lieber Kirmar, sorge für die Sänfte.

Kirmar. Den Augenblick, Freyherr! — Aber was für ein Lärm unten im Hof! (geht zum Fenster) Man bringt Licht. — Euer Sohn ists mit Eueren Leuten wieder.

Der a. Steinheim. Gott! So ist gewiß auch Urach mit. — Sollt' er ihn nicht haben aufhalten können? — Doch nun ists zu spät. Geh zu Erwinen, Kirmar, und bereite sie vor, so gut du kannst; verhüte aber, daß sie nicht zu früh hieher kömmt.

Dritter Auftritt.

Urach, Friedrich Steinheim, der alte Steinheim.

Urach. (mit bloßem Schwert zu Friedrich Steinheim, der ihm im Weg stehen will) Fort, Bube! — Also hier das Nest der Schande? Wo ist Henneberg? Hört ihr, wo ist er?

Der a. Steinheim. Hör' ein Wort, Urach, eh' du was unternimmst, das dich gereuen möchte. Dein Tod war uns allen gewiß, und Henneberg verlobte sich mit Erwinen nach Gesetz und Recht.

Urach. Auch Du Hennebergs Vertheidiger? Pfuy, schäm dich, Alter! (nimmt eine seiner Locken, und hält sie ihm vors Gesicht) Sieh hier deine grauen Haare, sie steh'n auf eines Ritters Kopf; und der Ritter ist ein — Kuppler.

Der a. Steinheim. Keinen Schimpf, Urach! Beym Himmel, ich trag' ihn nicht! Doch ich verzeih's deiner Hitze. Nur höre erst, Urach, hör' erst.

Urach. Was soll ich hören? Wollt Ihr mir Eure Schande malen? Mir sagen, daß Henne-

Urach. (ſtumm, drückt ſeine Rührung in ſich zurück).

Fr. Steinheim. Vergib Erwinen, Urach, ſie hat dich immer geliebt. Sieh ihren Schmerz, er war ihre tägliche Nahrung; und nun ſind die Leiden ihrer Reue noch größer.

Urach. Eure Zungen ſteh'n im Sold der Lüge. Euch glaub' ich nichts. Dem Blick des Weibes da würd' ich's glauben, wenn ſie nicht von Hennenberg heucheln gelernt hätte.

Der a. Steinheim. Urach, Du mißkennſt uns alle, und Erwinen am meiſten. Sie ward nie meineidig an Dir, ſchlug zwey Jahre Hennebergs Hand aus, nahm ſie nur aufgedrungen an, und noch vor wenigen Stunden, wo ſie Dich noch todt glaubte, war ihr Schmerz um Dich mächtiger, als all' mein Troſt.

Urach. Haltet ihr mich für einen Schüler in der Liebe? glaubt ihr, ich kenn' ſie nicht? Liebe muß nicht verleitet werden können. Das iſt Frazenliebe, die nicht übers Grab hinaus zu reichen vermag. Aber ihr gefiel ein Knabe mit glattem Kinn und rother Wange beſſer als Urach, und Eurer Klugheit war der Wink willkommen, des Kaiſers Gunſt durch ſeinen Günſtling zu erſchlei-

chen.

voll mit Gift reichen, ihm ins Ohr schreyen, daß es Gift ist, und er soll mir Bescheid thun; oder ich will ihm den Becher an den Mund stoßen, daß ihm die Zähne drob heraus fallen. — Aber wo ist denn Euer Henneberg? Weist mir ihn, ich muß ihm ja danken.

Der a. Steinheim. Henneberg ist nicht hier.

Urach. Also geflüchtet mit seinem Raube? Doch nicht zum Kaiser um einen Freybrief wider meine Ansprüche? Mag er sich alles erheucheln, er entgeht meiner Rache nicht. Ich will ihn finden, und verschlöf' er sich in den Bauch der Erde. — Euch hat er wohl zu Geschäftsträgern seiner Schande zurück gelassen, daß Ihr mich leitet und gängelt nach seinen Absichten?

Der a. Steinheim. Urach, Du häufst Schande über uns, deren Last einem Bösewicht zu schwer werden würde. Henneberg reiste fort, eh' er von Deiner Wiederkunft wußte, und weiß noch nichts. Er ist edelmüthig und wird Dir Erwinen nicht vorenthalten.

Urach. Will ich denn das? Soll ich der Mann einer Buhldirne werden? Soll deine Tochter nun

an mir wieder eine Kunst üben, mir Liebe vorlügen, und Henneberg denken, wenn sie Urach ausspricht? Willst Du sie doppelt strafbar machen?

Der a. Steinheim Erwine war nie strafbar. Sie glaubte dich so gewiß todt als wir, und ihr zweytes Versprechen mit Henneberg war ein Schritt, den alle Gesetze erlauben.

Urach. Todt, todt? — Der Liebe ist todt und lebendig einerley! Schande dem Weibe, das zwey Herzen hat! Und die Gesetze, die Gesetze erlaubten euch das? Wißt ihr, wer sich am meisten auf die Gesetze beruft? — Der Schurke, der in seinem Herzen keine Rechtfertigung mehr finden kann. — Sage, Alter, sage deiner Tochter, daß ich sie hasse, wie die Dirne! die mit ihrem Herzen Gewerbe treibt, daß ich mich selbst hasse, und mir fluchen möchte, daß ich Käufer um ihr Herz war.

Fr. Steinheim. Klage meine Schwester nicht an, Urach. Sie hat nie aufgehört Dich zu lieben! Unser Zureden drang ihr Hennebergs Hand auf. Und auch itzt noch ist Weinen um Dich ihr täglich Geschäfte.

Urach. Ihr also wolltet mein Weib einem an-

deren zuſchleppen? Und das that Vater und Freund? — Zieh' Bube, Du warſt Fackelträger bey dem Feſte, bey Dir will ich anfangen.

Fr. Steinheim. Nie, Urach werd' ich mein Schwert gegen Dich zücken; aber wenn Du ein Opfer deiner Rache willſt, ſo laß es mich werden. Ich verdien' es, wenn Irrthum und Voreiligkeit ſtrafbar machen.

Urach. Wie ſchön Du deine Feigheit hinter die Großmuth ſtellſt! Wie fertig Dir Hennebergs Kniffe geworden ſind, dem Laſter Tugend umzuhängen. — Doch wenn Du denn mein Freund biſt, ſo ſage mir, wo Henneberg hin iſt, und ich will Dir's glauben.

Fr. Steinheim. Henneberg iſt nach Worms zum Kaiſer.

Urach. Dank Dir, Steinheim, ſo gut Dir ein Löwe danken kann, dem Du ſagſt, wo der Räuber mit ſeinem Jungen hin iſt. (ſteckt ſein Schwert ein) Ich habe nun nichts mehr an Euch. Lebt wohl!

Vierter Auftritt.

Erwine und die Vorigen.

Erwine. (an der Thüre zu Kirmar und Beatrix, die ſie halten wollen) Laßt mich! Laßt mich! — Urach! Urach! (auf ihn zueilend.)

Urach. Nicht in die Nähe, Verbrecherinn!

Erwine. (bleibt ſtumm und in Schmerz verſunken ſtehen.)

Urach. Das Erwine? Das Deine Tochter, Steinheim? Blaß und hager, als käme ſie aus dem Grabe! (zu Erwinen) Weib! Du haſt dich ſelbſt aus meinem Herzen geriſſen. Du haſt meine Lieb' entehrt, und dich einem Buben in die Arme geworfen. Mir biſt Du nichts mehr. Hier, wo eh' Liebe für dich ſchlug, iſt nun Rache über Henneberg.

Erwine. (zu ſeinen Füßen) Nicht deine Liebe, Urach, deinen Grimm, deinen tödtenden Grimm! Gib mir den Tod, eh' Schaam und Reue mich ums Leben bringen.

Urach. Schämen? Du dich ſchämen? Hat nicht die Schande längſt das Blut an dir weggetrunken, das für die Schaamröthe in des Weibes

des Wange gehört? Weißt Du, wer dir die Schaamröthe vom Gesichte wischte? Henneberg. Geh' zu ihm, er soll sie dir geben, und wenn er das nicht kann, so laß sie dir malen auf die Wange.

Erwine. Mehr, Urach, mehr so Bitteres! Es soll mir süß seyn von Dir. Es wird den Jammer enden, den Liebe und Schwäche mir zugog. (sieht zu ihm auf) Urach! Mein Herz ward dir nie ungetreu, nur meine Hand war im Begriffe es zu werden.

Urach. Weh dem Weibe, die Hand und Herz von einander gibt! — Steh auf, Erwine! Henneberg hat dich kriechen gelehrt; die Tugend kriecht nicht! Du bist mir fremd geworden, wie sie deinem Herzen. Selbst im Tode hätt' ich nicht theilen mögen mit Henneberg. Die Liebe theilt nicht. Hatt' er deine Hand, hätt' er auch dein Herz haben mögen. Ich mag nicht leben mit einem Weibe, das meiner Liebe nicht werth ist.

Erwine. Ich verlange nicht zu dir, Urach, verdien' es nicht. Nur gib mir die Freyheit, meine Tage in Reue zu verweinen, und wenn ich ausgeweint habe, so laß deine Verzeihung mich zu Grabe begleiten!

Urach. (ſtumm, drückt ſeine Rührung in ſich zurück).

Fr. Steinheim. Vergib Erwinen, Urach, ſie hat dich immer geliebt. Sieh ihren Schmerz, er war ihre tägliche Nahrung; und nun ſind die Leiden ihrer Reue noch größer.

Urach. Eure Zungen ſteh'n im Sold der Lüge. Euch glaub' ich nichts. Dem Blick des Weibes da würd' ich's glauben, wenn ſie nicht von Hennenberg heucheln gelernt hätte.

Der a. Steinheim. Urach, Du mißkennſt uns alle, und Erwinen am meiſten. Sie wärd nie meineidig an Dir, ſchlug zwey Jahre Hennebergs Hand aus, nahm ſie nur aufgedrungen an, und noch vor wenigen Stunden, wo ſie Dich noch todt glaubte, war ihr Schmerz um Dich mächtiger, als all' mein Troſt.

Urach. Haltet ihr mich für einen Schüler in der Liebe? glaubt ihr, ich kenn' ſie nicht? Liebe muß nicht verleitet werden können. Das iſt Frazenliebe, die nicht übers Grab hinaus zu reichen vermag. Aber ihr gefiel ein Knabe mit glattem Kinn und rother Wange beſſer als Urach, und Eurer Klugheit war der Wink willkommen, des Kaiſers Gunſt durch ſeinen Günſtling zu erſchlei-

chen.

chen. Der Tochtermann ſchien euch ergiebig für euer Haus, ihr wolltet ihn melken. Das, Alter, das machte Dich zum Buben ſeiner Leidenſchaft. — Der Heuchler wußte ſich viel damit, daß er des Kaiſers Katze war, und glaubte, von ihm geſtreichelt, an mir mit ſeiner Pfote zerren zu dürfen; aber ich will der Katze die Krallen ausreißen, daß ſie ſich daran verbluten ſoll!

Erwine. Gott! Um deiner ſelbſt willen, Urach! thu das nicht!

Urach. Kränkt Dichs, daß ich Dir deinen Buhlen raube? Oder thut Dirs um ſein ſchön Geſicht leid, wenn ich ihn ſein Bubenſtück mit Narben an die Stirne ſchreibe? Doch ich weiß Dir ein Mittel, Weib, für deine Augen, wenn er dir gezeichnet wieder kömmt: Laß ihn einen geſchloſſenen Helm tragen, nenn' es Vaterſitte, ſag' aber Niemandem, was für ein Kopf in der Rüſtung ſteckt.

Erwine. Schone mich nicht, uns alle nicht; aber denk' an deine Kinder, die deine Rache zu Waiſen machen wird.

Urach. Meine Kinder? Gut, daß du mich dran erinnerſt; ja, die ſind mein. Es war noch

deutſches Blut in dir, als du ſie ſäugteſt. Oder habt ihr auch dieſe mit in eurem Plan? Habt ihr auch von ihnen euere Grundſätze eingehämmert? Tragen ihre Seelen ſchon die krummen Linien eurer Klugheit? Verbeugungen nach Hofmanier waren wohl das erſte, was ihr ſie lernen ließt. Und euer Henneberg war wohl das Muſter, das ihr ihnen aufſtelltet? Er alſo war der Alexander, vor deſſen Bilde die Jungen aus Nacheiferungstrieb hätten weinen ſollen? Ihr ſperrtet ſie wohl ins Zimmer, und gabt ihnen Docken in die Hände, damit ſie auch mit Menſchen ſpielen lernen möchten? Doch wie ihr ſie auch mögt gezogen haben, bringt ſie mir, ich will ſie ſehen.

Erwine. Nein, Urach, ſie ſind dir nicht unähnlich geworden. Ich bring' ſie dir.

(mit Beatrix ab)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, hernach Treuhold.

Urach. Wo iſt Treuhold?

Fr. Steinheim. Er wird ſchon ſchlafen. er war ermüdet von der Reiſe,

Treu-

Treuhold. (der bisher immer an der Thüre auf Urach gewartet hatte) Nein, Freyherr, Treuhold ſchläft nicht, wenn Urach wacht.

Sechſter Auftritt.

Erwine und Beatrix mit den Kindern in Nachtkleidern, und die Vorigen.

Carl. (hinter der Scene) Mein Vater! O wenn ich nur nicht ſchlafen gegangen wäre! (läuft mit Siegmund auf ihn zu) Lieber Vater! Ihr wieder da! — Aber Ihr ſeht ſo bös! Wir haben nichts gethan, Vater! Nichts als ich und mein Bruder haben heut Ritterſpiel gehalten. Iſt das Unrecht?

Urach. Nein, Carl! (hebt beyde auf und küßt ſie) Ihr ſeyd Urachs Kinder, und ſollt Männer werden. Seht dieſen alten Mann da (auf Treuhold deutend) er vertrat Vaterſtelle an mir, den ſollt' ihr ehren. Er wird auch euer Vater ſeyn. — Treuhold! ich habe nichts mehr, als meine Kinder, dich und meinen Muth. Laß mir das bleiben, und es ſoll mir genug ſeyn. Du, guter Alter, reite heute noch auf mein Schloß, nimm die Kinder mit, und pfleg' ihrer, laß aber, ſobald

bald du ankömmſt, meine Vaſallen aufſitzen, ſo viel du ihrer nur zuſammen bringen kannſt; ſag' ihnen, ich hab' ihrer nöthig in Worms, ſie ſollen reiten was ſie können, daß ſie dort noch Vormittag eintreffen. Du aber bleib bey meinen Kindern, Treuhold. (leiſer) Und wenn ich nimmer kommen ſoll, ſey ihr Vater. Mehr wird dir in dieſem Falle einer meiner Vaſallen ſchriftlich mitbringen.

Carl. Geht unſre Mutter nicht mit, Vater?

Urach. Nein, Sohn, die bleibt hier bey Henneberg.

Erwine. Alſo ganz ausgezogen! Alles, alles von mir geriſſen! (weinend mit flehenden Blick) Nimm mich mit, Urach, laß mich meiner Kinder Dienſtmagd werden.

Urach. Du magſt bey Henneberg bleiben, ſo lang er da iſt. Ich nehme, was mein iſt, du haſt aufgehört mein zu ſeyn.

Beatrix. Herr, wenn das Zeugniß einer alten getreuen Magd etwas über euch vermöchte, ſo könnt' und wollt' ich zeugen von der Gräfinn Liebe zu Euch; aber wenn Ihr mein Wort nicht achtet, ſo fragt Eure Kinder, und all' euer Grimm

fal-

falle auf mich, wenn sie Euch etwas anders zeugen können als das, was Ihr uns nicht glaubet.

Carl. Unsere Mutter weint, Vater, sie hat uns lieb, und auch Euch. Sie hat uns alle Tage von Euch erzählt, und wir haben oft mit ihr um Euch geweint. Wie wir uns nun zusammen freuen würden, daß ihr wieder da seyd! Nicht wahr Mutter?

Erwine (hängt an ihren Kindern).

Urach. Erwine, mein Kopf verzeiht die um des Kindes Aussage Willen, aber nicht mein Herz. Verzeih dir auch der, der mehr verzeihen kann, als ich. Aber du sollst hier bleiben, bis das (auf sein Schwerdt deutend) den Heuchler lohnt, der dich verführt hat. — Komm, Treuhold, nimm meine Kinder.

Treuhold. (geht auf Erwinen zu, sieht sie ihre Kinder immer enger an sich schließen, und bleibt gerührt stehen.)

Urach. Nu, was zögerst du?

Treuhold. Urach, ich kann der Mutter nicht ihr Junges rauben.

Urach. So kann ichs. (Nimmt den Kleinen in den Arm, und führt den Größern an der Hand

fort. Ermine wird ohnmächtig von Riemer und Beatrix auf ihr Zimmer gebracht.)

Beatrix (im Wegführen.) Iſts möglich, daß ein Mann ſo haſſen kann, der ſo liebte?

Siebenter Auftritt.

Henneberg und die Vorigen.

Urach (dem Henneberg an der Thüre entgegen kömmt.) Ha, Bube, haſt du dich gefangen? (giebt Treuhelden die Kinder, der ſie fortführt) Komm, Heuchler, daß ich dir deine Wohlthaten lohne! (zieht)

Henneberg. Das dein Willkomm, Urach? meine Hand will ich dir reichen zum Handſchlag, aber nie mein Schwerdt. Ich ward nie meineidig an dir. Was ich that, geſchah aus einem Irrthume, den kein Geſetz ſtrafbar nennen kann.

Urach. Du dich auf die Geſetze berufen, ſchaamloſer Bube? Zieh! ſag' ich, oder ich bohre dich nieder, und kratze dirs an die Sterne, daß du zu feig warſt, dein Bubenſtück mit der Klinge zu verfechten.

Henneberg. Urach, dein Schimpf iſt der erſte, den ich ungerochen dulde, und ich würde

dir mit dem Schwerdt antworten, wenn ich der wäre wofür du mich hältst. Fordere die ſtrengſte Rechtfertigung von mir, ſtelle mir meinen ärgſten Feind zum Richter, und ich will mich ſeinem Urtheil unterwerfen.

Urach. So bin ich dein Richter, und dem ſollſt du dein ſchwarzes Verbrechen nicht weiß machen, wenn du fingerdick Weiß darüber aufträgſt. Ich ſehe den Heuchler durch und durch, ſeh' alle Fäden des Gewebes, das du Spinne, über deinen Raub ſpinnen willſt, will dich hinſtrecken zu deiner Buhlerinn, die Decke, von einander reißen, und deine Schande der Welt Augen preis geben. Zieh Schurke!

Henneberg. Ritter, du mißhandelſt Freundſchaft und Ritterehre, und verletzeſt die Rechte meines Hauſes wie ein Straßenräuber. Aber ich werde mein Schwerdt nie gegen dich ziehen, als auf des Kaiſers Wort, und nach den Geſetzen der Ritter. Wenn du was an mir haſt, ſo fordere mich vor des Kaiſers Gericht, und ich will dir antworten.

Urach. Will die Schlange in ihre Höhle kriechen, und unter des Adlers Flügeln dem Löwen

entgegenzischen, dem sie sein Junges geraubt hat? Soll der Kaiser sein Siegel auf deinen Raub drücken! und deine Schande wider meine Anklage waffnen? Doch geh hin Schlange, hülle dich in seine Gunst, umwind ihn siebenfach, kos' und kitzle ihn, bis er dirs glaubt, daß du kein Schurke bist. Ich will dich vorfodern, vor ihm und seinen Rittern dir ins Ohr brüllen, daß du ein Verführer bist, will dirs beweisen mit Speer und Schwerdt. Und wenn er das theure Leben seines Günstlings den Ritterrechten entziehen will, so sey dir Fehde geschworen dein Lebelang! Meine Rache soll mich selbst überleben, ich will sie verewigen in meinen Kindern. Mahlen will ich dein Bubenstück lassen in Lebensgröße und es aufhängen bey mir, dann will ich alle Tage meine Kinder hinführen vor das Schandegemählde, all meinen Haß in ihre Seele jagen, bis sie mir schwören, ihrer Mutter Schmach zu rächen an dir.

Der a. Steinheim. Urach, du warst sonst ein edler Mann, liebtest Recht und Wahrheit, deine Rache macht dich zum Unmenschen. Du zerreißest alle Bande, und wütheſt in dein eigen

Einge-

Eingeweide. Henneberg war nie unedel, will und kann sich rechtfertigen: er streitet dir dein Recht auf Erwinen nicht ab, lern' ihn kennen, und nimm in Güte aus seiner Hand, was er dir anbeut! Glaube mir auf mein Wort, hätte dich Henneberg beleidigt, ich würde der erste dein Recht suchen beym Kaiser, und meine alte Kehle anstrengen, daß sie die deinige überschreyen sollte. Denk an Erwinen, Urach, die dich nicht überleben würde, denk an deine Kinder, die du zu hülflosen Waisen machst, denk an das, was du dir selbst schuldig bist. Schone dein Leben, das der Himmel so wunderbar dir fristete, schenk es deinem Weibe, deinen Kindern und deinem Vaterlande, thu, wie's einem deutschen Ritter ziemt, und hinterlasse der Nachwelt nicht die traurige Geschichte, daß Männer Deutschlands ihre vollen Kräfte nur anwenden sich einander selbst aufzureiben, und ihrem Lande eine Zierde zu rauben, auf die es stolz ist.

Urach. Bist du fertig alter Cicero? Wie du das Wort führst für deinen Senat? Aber siehst du, ich bin Catilina, und kann euch die Antwort nur geschrieben schicken, mit Ritter, oder Schur-

ken-

kenblut, wie's kommt. — Hier iſt ein guter Griffel, und ich führe eine leſerliche Hand, du ſollſt keine Brillen brauchen, Alter! Und des Buben Haut da iſt fein Pergament, worauf ſich gut ſchreiben läßt. — Alſo morgen vor den Kaiſer! hörſt du? vergiß aber nicht deine Rüſtung abſtauben zu laſſen. (ab)

Achter Auftritt.

Die Vorigen.

Henneberg. Ich habe Schimpf von Urach erlitten, den noch kein Ritter duldete; aber es ſchimpfte ein Raſender! — Mehr als das kränkt mich Euer Argwohn, Freyherr, um deſſentwillen ihr mir Urachs Wiederkunft verheimlichen wolltet. Konntet ihr mich ſo ſehr verkennen, daß ihr fürchtetet, ich möchte meine Rechte an Erwinen nicht aufgeben wollen.

Der a. Steinheim. Verzeih Henneberg, der Schlag war für mich zu betäubend, als daß ich bey meinen Maßregeln nicht irgendwo hätte verſtoßen ſollen! — Aber wie geriethſt du gerade Urachs erſtem Grimm in die Hände? Warum kamſt du von Worms wieder?

Hen-

Henneberg. Einer meiner Leute, der etwas von Urachs Widerkunft gehört hatte, kam mir reitend mit der Schreckenspoſt nach.

Der g. Steinheim. Aber Urachs Grimm, wie werden wir dem Schranken ſetzen? Was für Mittel, den blutigen Folgen ſeiner Rachgier vorzubeugen? Wie wärs, wenn Du morgen nicht vor Gericht erſchienſt, Dich citiren ließeſt, und warteteſt, bis ſeine Hitze ſich gelegt hat?

Henneberg. Das leidet meine Ehre nicht, Steinheim! Urach würde ſeine Anklage vorbringen, meinen Leumuth nicht ſchonen, mich, in Gegenwart des Kaiſers, der Ritter und des Volks zum ſchwärzeſten Verbrecher machen, und und meine Abweſenheit zum erſten Beweis ſeiner Anklage nehmen. Ich habe mich ſelbſt auf den Kaiſer berufen, und bin hier (auf ſein Herz deutend) zum voraus losgeſprochen. Urach hat nichts als ſeinen Zorn, womit er ſeine Anklage unterſtützen kann.

Der g. Steinheim. Aber wenn Urach auf einen Zweykampf dringt, und der Kaiſer ihm bewilliget?

Henneberg. So werd' ich ihn annehmen.

Der

Der a. Steinheim. Und dein Leben einem Wüthenden Preis geben?

Henneberg. Ich fürchte keinen Gegner, und den in Wuth am wenigsten. Stärke macht überlegen im Krieg, im Zweykampf gilt Klugheit und Geschicklichkeit mehr. Ueberall das hab' ich die gerechte Sache.

Der a. Steinheim. Aber eben die gerechte Sache, wenn sie offenbar gerecht ist, wie die deinige, berechtiget zu keinem Zweykampf. Denn da soll zweifelhaftes Recht mit zweifelhaftem loosen, nicht klares Recht mit Unrecht. Und was kann der Ausschlag gutes bringen? Dein Tod raubt dem Kaiser und Reich eine Stütze und giebt deiner guten Sache den Schein des Unrechts, Urachs Tod ist ein Verlust für Erwinen, den sie nicht überleben würde. Kannst du zu einem Kampf die Hand bieten, dessen Folgen allemahl blutig und unglücklich sind?

Henneberg. Steinheim, Ihr kennet die Gesetze des Reiches und des Ritterstandes. Den Zweykampf ausschlagen, hieße, meine Feigheit gestehen oder mein Unrecht öffentlich anerkennen. Beydes kann und darf ich nicht. Und wenn ich

alles

alles wagen wollte, was würd' es nützen? Ich Ich kenne Urach's Haß, er iſt unauslöſchlich, wenn er einmahl in ihm aufbrennt. Seine Rachgier kennt keine Grenzen der Zeit, er würde ſeinen letzten Blutstropfen daran wagen, ſie zu befriedigen, und ewige Fehde wäre die Folge meiner Nachgiebigkeit. Würd' ich dann nicht wider ihn als einen Störer des Landfriedens zum Kaiſer um Hülfe rufen müſſen, und geſchehe das, ſo würd' er von neuem das Opfer ſeiner Rachgier. — Lieber Steinheim, fodert nichts übermenſchliches von mir. Bin ich nicht ohnehin von meinem Liebſten geriſſen, ſoll ich auch meine Ehre Urachs Ungeſtüm aufopfern? Ich habe Freuden von der Liebe gehofft, und ſie hat mir den Kelch ihrer herbſten Leiden zu trinken gegeben; und doch trank ich ihn gern, ſo lang Erwine mir ihn mit manchem Tropfen von Freude verſüßte: nun bleiben mir die Hefen der Bitterkeit! Ich bin der Glückliche nicht, Sternheim, wofür die Welt mich hält. Sie glaubt alle meine Wünſche befriedigt, und weiß nicht, daß mir der größte und wichtigſte immer unerhört blieb. — Doch laſſet mich Erwinen noch einmal ſprechen, alle meine

Rechte in ihre Hände zurück legen, und ihr für alles danken, was ſie ihrem liebenden aber nie geliebten Henneberg zu lieb gethan hat.

Der a. Steinheim. Komm, Henneberg, und hilf einem gekränkten Väter wieder gut machen, was des Himmels Fügung wollte, daß es übel gethan war. Glaube mir, es iſt die ſchwärzeſte meiner Vaterpflichten, Dir das wieder nehmen zu müſſen, was ich Dir gab.

---

und will, daß Ihr das für Großmuth und Friedensliebe halten ſollet. Aber laßt Euch nicht blenden, Ihr Richter! Das Laſter kann ſich einem Salomon unkenntlich machen, wenn Heucheley ihm zu Gebothe ſteht. Er hat ſich Wortführer und Vorredner zu ſeiner Schande gebeten, die Euch Staub in die Augen ſtreuen ſollten. Dieſe hatten einmahl die Hand zu ſeiner Schandthat geboten, und können ihm nun ihre Zunge nicht verſagen. Hatte der Heuchler Muth genug mein Weib zu verführen, ſo hab er auch Muth, für ſeine That zu fechten. Das und nichts anders, fodere ich nach den Geſetzen, die Rittern erlauben, ihr Schwert zum Richter ihrer Händel zu machen. Würde mir der geſetzmäßige Zweykampf verſagt, ſo hätt ich Fug und Recht, ihn zu befehden, und das geſchähe, ſo lang Urach und Henneberg lebten.

K. Heinrich. Graf von Urach, Deine Anklage iſt eine Reihe von Verläumdungen, unerwieſen, und ohne Grund, wie Deine Hitze. Das Gericht will Beweiſe, nicht Schmähungen, und die ſtrengſte Gerechtigkeit ſieht keine Spur von all dem an Hennebergen, was Du ihm Schuld gibſt.

ſcheine hier, um angeklagt zu werden: ich wollte meinen Kläger nicht reitzen, und dem Rechte freyen Gang laſſen.

K. Heinrich. Und dein Kläger iſt?

Henneberg. Urach.

K. Heinrich. Der Raſende! Was will er denn, der Tollhäusler?

Henneberg. Er fordert Genugthuung, und gibt mir Verführung ſchuld. Er wird auf einen Zweykampf dringen.

K. Heinrich. Denn Du nicht ſcheuen darfſt, er kann Dir frommen. Erwine verdient ja wohl ein Paar Rittergänge.

Henneberg. Ich fechte für meine Ehre, wenn ich muß. — Aber ich wollte —— Da kömmt Urach!

K. Heinrich. Konnteſt Du nicht früher kommen, gewiſſenhafter Klügler! (geht zu Gericht.)

Zweyter Auftritt.

(Urach mit ſeinen Rittern ſtellt ſich gegen Henneberg über. Beyde Steinheim folgen. Kaiſer und Richter ſetzen ſich.

Herold (gebietet Stillſchweigen). Heinrich von Got-

Gottes Gnaden römiſcher Kaiſer enthietet all ſeinen lieben getreuen Fürſten, Grafen, Edlen, Rittern, und Knechten ſeine Gnad und Huld. Iſt wer von euch Gegenwärtigen, er ſey Edler, Knecht, oder Bürger, der gegen Jemanden Klage oder Beſchwerde hat, der bringe ſie hier den Geſetzen gemäß vor des Kaiſers heiligem Richterſtuhle vor, und erwarte Beſcheid und Urtheil. — Wer hat Klage?

Urach. Urach wider Henneberg auf Leib und Leben!

K. Heinrich. Man laſſe ſie vortreten!

Urach (tritt mit Henneberg vor). Graf von Henneberg, ich klage Dich an vor Gott, und vor dieſen edlen Männern Deutſchlands. Du biſt ein Verführer und ehrloſer Mann, Du haſt mein Weib zu verleiten geſucht, die mir gelobte Treue zu brechen, eh ich Deutſchland verließ, gegen die Ungläubigen zu ſtreiten, und aus dieſer heimtückiſchen Abſicht Freundſchaft gegen mich erlogen. Du haſt darauf auf ein falſches ununterſuchtes Gerücht von meinem Tode, meines Weibs Freunde verführt, daß ſie ſie überredet haben, dich in ihr Ehebett' aufzunehmen. Ich erkläre dich um

deſſentwillen für einen Verführer und ehrloſen Mann, und erbiete mich meine Beſchuldigung mit dem Schwerte gegen dich zu beweiſen.

Henneberg. Graf von Urach, ich antworte dir vor Gott, vor unſerm Kaiſer, und vor dieſen unſern edlen Richtern, daß du in allen Stücken deiner Anklage ſchändliche Unwahrheit ſprichſt. Ich habe meine Augen nie zu deiner keuſchen Gattinn erhoben, bis ich, nicht durch Gerücht, ſondern von deinem Schwager, der hier gegenwärtig iſt, die Nachricht von deinem vermeynten Tod erhielt. Ich habe mich darauf nach Vorſchrift der Geſetze mit ihr verlobt, mit Einwilligung ihrer und deiner Anverwandten. Ich erkläre dich alſo für einen ehrloſen Verläumder, und will dir, wenn du deine Anklage nicht wiederrufſt, mit dem Schwerte beweiſen, daß du ein ſolcher biſt.

Fr. Steinheim. Ich bin dem Grafen von Henneberg, und der Wahrheit mein Zeugniß ſchuldig. Ich und alle Ritter in Paläſtina, die aus dem chriſtlichen Lager mit uns waren, ſahen Urach vom Pferd ſtürzen, und ſein Tod war nicht nur im ganzen chriſtlichen Lager gewiß, ſo lang ich noch da war, ſondern auch alle Ritter, die

nach-

nachher aus Palästina kamen, bestätigten die mündliche Sage. Das ist Wahrheit, ihr Richter, und Urachs Anklage wäre Verläumdung, wenn er sie nicht widerriefe.

Urach. Eh muß Wahrheit zur Lüge werden, eh ich ein Wort von dem widerrufe, was ich Henneberg schuld gab. Vielmehr rufe ich zu Euch, ihr Richter, und zu Dir, höchster Regent, um Genugthuung für den Schimpf, den Henneberg meinem Bette angethan hat; und begehre nach den Gesetzen unserer Väter, daß Du mir erlaubest, meine Anklage mit dem Schwerte zu bestätigen, und Richter zu unserem Kampfe verordnest.

Der a. Steinheim (tritt vor.) Ihr Edlen Deutschlands, und Du unser höchster Herr und Richter, hört einen alten Mann, dem der Schmerz Kräfte gegeben hat, an diesem Ort Eurer Versammlung zu erscheinen. Horchet nicht auf die Stimme eines Rasenden, den seine erste Hitze blind gegen Recht und Wahrheit gemacht hat! Gebet nicht zu, daß ein junger wüthender Mann die tapfere Sitte unseres Vaterlandes, die uns berechtiget, wirkliche Beleidigungen zu rächen, zur Befriedigung seiner Leidenschaften mißbrau-

che!

K. Heinrich. Graf von Urach, Deine Hitze beweist wider Dich, und der Freyherrn von Steinheim Aussage macht Deine Beschwerde wider Graf Henneberg zur Verläumdung. Henneberg hätte größer Recht, Klage wider Dich zu führen. Indessen bedenkt, Ihr Ritter, was Ihr begehrt. Das Recht soll nicht zerschneiden, was gelöset werden kann. — Bist Du erbietig zum Vergleich, Henneberg?

Henneberg. Ich stehe hier für meine Ehre. Nimmt Urach seine Anklage zurück, und widerruft, was er mir fälschlich schuld gibt, so leg ich meine Hand lieber in die seinige, als an mein Schwert.

Urach. Wiederholen will ichs, wiederholen, so lang ich Zunge und Athem habe, und den letzten Hauch meiner Kehle aufbieten, Dir zu sagen, daß Du ein Verführer bist. Hört es also noch einmahl, Ihr hier Versammelten, der Mann da, der so auf Ehre pocht, hat mein Weib verführt, und sucht nun Decke für seine Schande. Er möchte gern, daß der Mann, den er beschimpft hat, die Hand vor's Auge halten, und seine Beschimpfung nicht sehen soll. Er bietet mir seine Hand,

und

und will, daß Ihr das für Großmuth und Friedensliebe halten sollet. Aber laßt Euch nicht blenden, Ihr Richter! Das Laster kann sich einem Salomon unkenntlich machen, wenn Heucheley ihm zu Gebothe steht. Er hat sich Wortführer und Vorredner zu seiner Schande gebeten, die Euch Staub in die Augen streuen sollten. Diese hatten einmahl die Hand zu seiner Schandthat geboten, und können ihm nun ihre Zunge nicht versagen. Hatte der Heuchler Muth genug mein Weib zu verführen, so hab er auch Muth, für seine That zu fechten. Das und nichts anders, fodere ich nach den Gesetzen, die Rittern erlauben, ihr Schwert zum Richter ihrer Händel zu machen. Würde mir der gesetzmäßige Zweykampf versagt, so hätt ich Fug und Recht, ihn zu befehden, und das geschähe, so lang Urach und Henneberg lebten.

K. Heinrich. Graf von Urach, Deine Anklage ist eine Reihe von Verläumdungen, unerwiesen, und ohne Grund, wie Deine Hitze. Das Gericht will Beweise, nicht Schmähungen, und die strengste Gerechtigkeit sieht keine Spur von all dem an Hennebergen, was Du ihm Schuld gibst.

K. Heinrich. Graf von Urach, Deine Anklage bleibt Deines Beweiſes ungeachtet Verläumdung, die Gerechtigkeit darf nur Thatſachen richten, nicht Gedanken und Herzen. Es ſey Euch alſo der Zweykampf zur Erhaltung des Landfriedens, und zur Handhabung der Ehre Hennebergs erlaubt. Beyde Richter hier mögen denſelben als Kampfrichter vorſtehen, für den geſetzmäßigen Fortgang deſſelben ſorgen, und nach dem Ausſchlag urtheilen. Doch bleibt Euch die Freyheit eines gütlichen Vergleichs hiemit unbenommen (ſpricht leiſe zum Herold)

Herold. Wer noch Klage oder Beſchwerde hat, erſcheine morgen hier vor des Kaiſers Gerichts

Urach und Henneberg neigen ſich. Urach verläßt mit ſeinen Rittern den Gerichtsplatz. Der Kaiſer geht vom Gericht in voriger Ordnung.

K. Heinrich (im Weggehen.) Es gilt Erwin, um Henneberg!

Drit.

Dritter Auftritt.

Der alte Steinheim, Fr. Steinheim, Henneberg.

Der a. Steinheim. Also muß es wahr werden, was ich fürchtete! Dein oder Erwinens Leben soll auf der Spitze eines Schwertes schweben, das ein Rasender führt? O Henneberg! dieser Zweykampf bricht, was vielleicht noch gerade gebogen werden konnte; er kostet nur edles Blut, er wird eine mächtige Eiche aus Deutschlands Boden reissen, und eine Blume dazu, die werth war, in ihrem Schatten zu duften. — Wie leicht hätte das alles verhütet werden können, hättest du durch einen Aufschub Urachen Zeit gelassen, seine erste Hitze zu verschnauben.

Henneberg. Ich kann den Sturm nicht halten, Steinheim, und dem Blitz den Weg nicht vorzeichnen, den er machen soll. Ihr sahet selbst, wie Urach tobte, wie er alles beleidigte, und die Unpartheyischesten wider sich aufbrachte. Was würd' er nicht unternommen haben, hätt' ich seiner Zudringlichkeit auszuweichen gesucht? Ich weiß, daß Urachs und Erwinens Leben nur ein

Leben iſt, und fühle, was aus mir werden würde, ermordet' ich zwey in Einem. Aber eben das beſtimmte mich, lieber den Zweykampf anzunehmen, als Urachs Befehdungen über mich kommen zu laſſen. Ich kann einen Gegner, den ich vor mir habe, deſſen Streiche ich ſehen und zählen kann, leichter ſchonen, als den, der von den Rücken auf mich eindringt, und nur das kann Urach retten, wenn er noch zu retten iſt. Er muß im Zweykampf ſeine Streiche nach Regel und Vorſchrift führen, und das allein macht meine Vertheidigung leicht, und ſeine Erhaltung möglich. — Erwinens Schutzgeiſt flüſterte mir dieſes, und meiner Liebe war der Wink, ihr Urachen zum zweytenmale wiederzugeben, Gottes Geboth. Sehet, lieber Steinheim, das war die geheime, euch ſo unbegreifliche Urſache, warum ich ſo bereit zum Zweykampf war, an deren Stelle ihr wohl vielleicht ganz andere eigennützigere Abſichten mochtet vermuthet haben, die meine Liebe zu Erwinen nie gekannt hat.

Der a. Steinheim. Ja, Henneberg, ich glaubte die Menſchen zu kennen, ſah ihr Thun und Laſſen, und fand ſie in einem gewiſſen Punete

alle

alle einander gleich; verzeih, daß ich vergaß an Dir eine Ausnahme zu machen. — Aber wird nicht dein Edelmuth verloren gehen an dem Wüthenden? Und iſt er Dir nicht überlegen an Stärke? Wie nun, wenn Rachgier und Eiferſucht alle ſeine Kräfte ſpannen, und anſtrengen, und er dich zwingt —

Hennеberg. Sorget nichts! Wenn Urach mattgekämpft, und leicht verwundet, fühlt, daß er mir nichts mehr anhaben kann, und ich, eh ihn noch Verzweiflungsmuth ſpornt, in mein Schwert zu rennen, zu ihm hintrete, die Hand ihm biete, und ſage: Lebe für Erwinen, Urach, und ſchenk mir deine Freundſchaft wieder! — Wenn ihn das nicht rettet, ſo rettet ihn nichts!

Der a. Steinheim. Henneberg, Du biſt ein Engel unter den Menſchen; Gäb es nicht höheren gewiſſen Lohn, ich würde den Mann einen Thoren ſchelten, der ſein Liebſtes hingäbe, und es dem andern noch aufdränge. Aber bey allem dem ſorg' ich, Dein Edelmuth rettet Urachen nicht. Der Gedanke, ſein Leben aus Deiner Hand zu nehmen, wird ihn aufs neus empören, er wird ſeine Kräfte zuſammenraffen, wie

einer, der im Todeskampfe mit zusammengeraffter letzter Kraft sich dem Tode entgegen setzt, und Deinem Schwerte Streiche abnöthigen, die über Dein oder sein Leben entscheiden müssen.

Fr. Steinheim. Das wird er nicht. Vater, Uebergänge ins Entgegengesetzte sind jedem hochgespannten Leidenschaft natürlich, zumahl in dem Augenblicke, wo das Gefühl des Unvermögens, sie zu befriedigen, über uns herfällt. Wie vom Blitz erleuchtet, wird Urachan Hennebergs Unschuld entgegen stralen, und die Macht, die jede schöne That über ein edles Herz hat, wird ihn überwältigen. Eher möcht' ich fürchten, daß nicht Schaam über sein Unrecht seine Aussöhnung hindere. Aber ich kenne Urach, er hat Sinn für Recht und Wahrheit, und festen Muths genug, sie zu nehmen, wo er sie auch findet. War nicht auf Carls Zeugniß von Erwinens Liebe sein erstes Wort Verzeihung? Bleib bey deinem Entschluß, Henneberg, es wäre ein Glück für die Menschheit, wenn überall, wo Recht mit Unrecht streitet, Edelmuth entscheide! — Aber vor allen muß verhütet werden, daß Erwine nichts

vom

vom Zweykampf erfährt, ihr Herz würde ſo viele Schläge aufeinander nicht aushalten.

Der a. Steinheim. Dafür muß ſogleich geſorgt werden. Eile zu Erwinen, Friederich, eh das Gerücht uns zuvorkömmt, du kannſt in einer Stunde wieder hier ſeyn. Sag' ihr, was du dienlich zu ihrer Beruhigung glaubſt, und verſperre dem Gerüchte vom Zweykampf allen Zugang zu ihr. Sie iſt ſchwächlich, und wird ohnehin nicht aus dem Zimmer können.

Henneberg. Thu das, Steinheim, und verbiete meinen Leuten aufs ſchärfſte, ihr Geträtſche davon nicht laut werden zu laſſen. — Ich muß nun zu den Kampfrichtern, der Anſtalten wegen.

Der a. Steinheim. Ich will dich begleiten, Henneberg. Möchte doch der Höchſte deinem Edelmuth alle die Kraft über Urachs Herz geben, die er in ſeine wirkſamſten Gnaden zu legen pflegt!

Fünfter Aufzug.

Kampfplatz.

Erſter Auftritt.

(Der Kampfplatz mit hölzernen Schranken umgeben. Außer demſelben Sitze für die Kampfrichter. Zwiſchen denſelben auf einer Tafel das Ritterbuch. Um die Schranken Volk.)

Treuhold. Wohl mir, daß ich noch zurecht komme! Tauſende körnt die Neugierde her an Schranken, und ich ſollte nicht da ſeyn, wo es Urachs Leben gilt? Ich nicht? — Pfuy mir! daß ich nicht augenblicks meinem Herzen folgte, und erſt meinem Kopf die Erlaubniß hiezu abdisputirte! Als ob auch Urach Zeit gehabt hätte, zu bedenken, wem er befahl, da wegzubleiben, wo er um Leib und Leben ficht. Daß bey uns Alten der Kopf doch gar ſo gern das Herz überwächſt!

wächst! — Und doch wünscht' ich Urachen heut meinen kalten bedächtlichen Greisensinn, daß er überlegte, und sein Leben nicht wagte. — Wagte? Wagt denn der Mann mit Muth und Stärke von zehn, wenn ers mit einem aufnimmt? So dacht' ich immer, und konnte der Gefahr lachen, so oft der Eine kein Henneberg war. Und noch würd' ich lachen, stünd er gegen ihn als Feind im Krieg. Aber hier soll Urachs grenzenloser Muth in hölzerne Schranken sich einengen. Hier soll Urach in Fesseln kämpfen, seine Streiche wägen, messen und zählen, wie auf der Kampfschule. Und kann er das? Wird er das? — Und Henneberg, der kalte, kampfberühmte Henneberg, der jedes Schnürchen seiner Kunst am Finger hat, der immer kalt genug ist, seinem Gegner jeden kleinen Vortheil abzulauern, und bey dem allen ein Ritter, dem noch keiner sagen dürfte: Du unterlagst! O ich möchte zittern wie ein Kind, und schreyen wie ein Weib vor Furcht für Urach! —

Zweyter Auftritt.

Kirmar, Treuhold.

Kirmar. Du hier, Treuhold, und nicht auf Urachs Schlosse? Zog Dich auch die Neugierde her?

Treuhold. Ich würde mich meines Herzens schämen, könnt' ich, wo Menschenblut fließt, Weide für meine Augen suchen. Immer dacht' ich mir, der Schmerz eines Menschen sollte zucken durch die gesammte Menschheit, und wenn ich dann um den Leidenden ein Heer von Gaffern wie zu einem Lustspiel versammelt sehe, ist mirs, als sähe ich den Körper eines Ungeheuers, an dem ein Glied blutet, und die andern Glieder jauchzen! Glaube mir, ich wäre nicht hier, könnte das blos Schauspiel für mich seyn. Aber wo Urach kämpft, darf Treuhold nicht wegbleiben.

Kirmar. Du thatst wohl daran, daß Du kamst. Urach kämpft mit Henneberg, und da braucht sein Gegner immer einen, der das Testament aufnimmt.

Treuhold. Wenn das Spott ist, Kirmar, so gieß nicht Galle in meine Furcht. Den Mann könnt'

könnt' ich haſſen, wie den Erbfeind, der mir über Urachs Gefahr ſpottete.

Kirmar. Sey' nicht ungehalten, Treuhold! Es war nur Vertrauen auf Henneberg, nicht Spott über ſeinen Gegner. Zwar kenn' ich keinen Ritter in Deutſchland, der Urachen an Muth und Stärke glich; aber die Schranken da ſind nicht wie das Schlachtfeld, wo der ſtärkſte Hieb der beſte iſt. Hier gilt nur das, worin Henneberg ſeines gleichen nicht hat, Geſchicklichkeit und Klugheit, die wohl von keiner Hand zu erwarten iſt, in deren Adern ſiedendes Blut brauſt.

Treuhold. Willſt auch Du an mir zum Unglücksprophaten werden? Doch was iſt Menſchenergründen in die Zukunft? Die Hand, die ihn im Kriege ſchützte, kann ihn auch hier retten. O Kirmar! an mir ſtirbt alles mit Urach, und gerne tauſch' ich dieſen grauen Kopf mit einem kahlen Todtenſchädel, wann ich Lebensblut an Urachs Locken ſehe. — Sie kommen. Laß uns unter die Zuſeher mengen.

Dritter Auftritt.

Einzug zum Kampf.

Urach in ſchwarzer Rüſtung, im Schild ein Löwe in Wuth gemahlt, mit der Innſchrift: Ich ſuchte mein geraubtes Liebes mit Trauren. Vor ihm vier Ritter und zween Knappen.

Henneberg in blauangelaufener Rüſtung, im Schilde eine ſchlafende Schlange mit der Innſchrift: Tritt mich nicht! Ebenfalls mit vier Rittern, und zween Knappen. Hinter ihnen der alte Steinheim und Friedrich Steinheim.

Die Ritter treten vor die Kampfrichter zur Tafel. Ein Ritter lieſt ihnen die Schwürformel vor.

Richter (lieſt.) Ihr mannhaften Ritter, die ihr als Zeugen der beyden Edlen zugegen ſeyd: Könnt ihr zeugen vor Gott, und vor uns, daß keiner von ihnen jemals ſeine Ritterwürde verunglimpft habe, daß ſie nie Meuterey gegen das Vaterland angeſtiftet, keinen Meuchelmord, keinen Meineid begangen, und nie was gethan haben, das ihre ritterliche Ehre geſchändet hätte. Könnt ihr das zeugen?

Ritter. Wir können.

Richter. So ſchwöret es hier über dem heiligen Ritterbuche.

Rit-

Ritter (halten jeder zween Finger auf das Buch) Wir schwören.

Richter. Nun schwört auch Ihr, edle Kämpfer, Euch Euerer Schwerdter nach Vorschrift der Gesetze zu gebrauchen, ohne List und Bevortheilung, wie's rechtschaffenen Rittern ziemt. Schwört, und giebt euch darauf die Hände.

Urach und Henneberg (geben sich über dem Buch die Hände.) Wir schwören.

(Die Richter besehen der Ritter Schilde und Schwerdter, und weisen jedem seinen Platz in den Schranken an.)

Richter (nachdem er aus den Schranken getreten.) So möget ihr nun beyde auf den ersten Stoß in die Trompete den Kampf beginnen.

Henneberg (tritt aus den Schranken zu den beyden Steinheim, und giebt seinen Schild den Knappen.) Ihr beyden Lieben, Euch und Erwinen will ich thun, was ein Mensch vermag, und ein Ritter darf! Betet für mich und Urach, ich würde vielleicht Wunder thun, betete auch Erwine für mich.

Urach (winkt Hennebergen zornig, und sieht geärgert auf die Richter.)

Henneberg. Sollte aber ein widrig Unterfahr — Ihr verſteht mich — ſo gebt das (zieht ein verſiegelt Blatt heraus) Erwinen; und das, Lieber, (giebt ein groſſeres dem jungen Steinheim) iſt mein letzter Wille, laß Dir ihn heilig ſeyn, nicht dem Inhalt, dem Herz deſſen, der ihn ſchrieb, ſchenk eine Freundesthräne, und Erwinens Mitleid.

Urach (ſtampft.) War hier Zeit zum Abſchied, Fauderer?

Der a. Steinheim. Mann, wie ich keinen kenne, erhalte dich uns und der Menſchheit, und ſchone des Raſenden! Leb wohl! (küßt ihn.)

Urach (zu den Richtern.) Soll ich auf ihn, wie der Henker auf den Miſſethäter warten? — Das Zeichen!

Fr. Steinheim. Möge Dein und Urachs Schutzgeiſt auf Eurer Schwerdter Spitze ſchweben! Leb', uns Bruder, und denk' Erwinens! (nimmt ihn)

Urach. Das Zeichen, ſag' ich! (Man ſtößt in die Trompete.)

Henneberg (beyder Hände faſſend.) Lebt wohl! (nimmt den Schild, und eilt zum Kampf.)

Sie

(Sie kämpfen. Hennebergs ſucht Urachen durch Ausweichen matt zu machen, und ihm in ſeinen Nachſtößen leichte Wunden beyzubringen. Es gelingt ihm; Urach bekommt viele Wunden.)

Hennebergs. (ſieht Urach entkräftet, wirft Schild und Schwerdt weg, und tritt zu ihm hin.) Urach, Du biſt verwundet und matt, Du haſt der Ritterehre genug gethan, aber Du ſiehſt, das Glück will Dir nicht. Fodere alles von mir, nur nicht Deinen Tod. Verzeih mir, gleichwie ich Dir verzeihe, und gieb mir Deine Hand!

Urach. Willſt du Comödie mit mir ſpielen? Fort Heuchler, vertheidige dich!

Hennebergs. Ich habe Dich nie beleidiget; zwing mich nicht hier zum erſtenmal Böſes an Dir zu thun. Erhalte Dich deinen Kindern, lebe für Erwinen, Urach!

Urach. Du ihren Namen, Verführer? — Fort ſag' ich, Memme, wehre dich!

Deka Steinheim (ruft von den Schranken ihnen zu.) Hör' Urach, ob Du in Dein Verderben rennſt! Du tödteſt Erwinen, und Deine Kinder.

Urach. Wollte ihr mich aufs neu' umſchlin-

gen? — Wehr' dich, Bube, ſag' ich! (ſchlägt nach ihm.)

(Henneberg rafft Schild und Schwerdt auf, kämpfet, und verwundet Urach.)

(Urach fällt. Henneberg eilt ihm zu Hülfe, und nimmt ihm den Helm ab. Treuhold, Kirmar und Urachs Leute eilten herbey.)

Der a. Steinheim. Gott! ſo mußt' es ſo kommen!

Henneberg. Ich hab ihn getödtet, und in ihm mich ſelbſt! (tritt vor die Kampfrichter.)

Richter. Graf von Henneberg, Du haſt Deinen Sieg ehrlich und edelmüthig erfochten, wir ſprechen Dich hier öffentlich von Deines Gegners Beſchuldigung los.

Henneberg (neigt ſich.)

Vierter Auftritt.

Erwine und die Vorigen.

Erwine (ſtürzt herein.) Rettet! o rettet mir Urach! (erblickt ihn, und fällt ſinnlos auf ihn hin.)

Beatrix. Ach, Freyherr, ſie war nicht zu halten. Sie hörte vom Zweykampf, und wollte zu Fuß herrennen; kaum, daß ich ſie auf ein Pferd brachte.

Der.

Der a. Steinheim. Gott! so müssen alle deine Schrecknisse über mich kommen! (geht auf Erwinen zu, und will sie von Urach losmachen.)

Erwine. Was wollt ihr? Seht ihr sein Leben fliessen? Urach hat viel, viel Leben. — O geht, ich bitt' euch, haltet es auf, laßt es nicht verrinnen! — Könnt ihr nicht? Nicht? Oder hättet ihrs gern, um das euere damit zu verlängern? Ihr habt recht, es kann euch zureichen auf hundert Jahr! — Aber denkt, es gehört Urach, und stehlen ist eine große Sünde! Ich laß euchs nicht! Urach ist mein, wißt ihr das? und sein Leben auch (steht auf, und sieht die Umstehenden einen nach dem andern an.)

Der a. Steinheim. Schrecklich, Schrecklich! Jammer auf Jammer!

Erwine (zu Henneberg.) Das war ein garstiger Heide, Henneberg, der Urach tödtete! Wie sah er denn aus? Geh, guter Henneberg, beschreib mir ihn, aber recht kenntlich! Ich will ihn aufsuchen, den grimmigen Räuber, er soll mir Urachs Leben wieder geben. Sieh, Henneberg, so, (hält die Hände zusammen) so will ich ihn bitten. Geh mit, geh, hilf mir bitten! —

aber pfuy, Henneberg, Du hast ein Schwerdt, und zogst es nicht gegen den Helden? Urach hätte es gezogen für Dich! — Sage mir, war denn Carl nicht bey ihm, als der Türke kam? — O, der hat gewiß gestritten für Urach! Er wird wohl auch todt seyn! (sucht umher.)

Henneberg. Sie hat mir mein Innerstes zerrissen!

Erwin (kommt zu Urach, den seine Leute entwaffnen wollen.) Was macht ihr da? Laßt, o laßt ihm sein Ehrenkleid! Seht, ich habe meins ja auch an. Heut' ist unser zweyter Hochzeittag, verstehst ihr? (zu ihrem Vater) Wir werden lustig seyn, Vater, nicht wahr? Sind recht viel Hochzeitgäste geladen? Meine Freunde, Urachs Freunde, Henneberg — nein, nein, Henneberg nicht, Urach will ihn nicht dabey. (zu Henneberg) Du darfst nicht dazu, Henneberg! ich halte Hochzeit mit Urach, nicht mit Dir, hörst Du? (greift auf den Kopf) Aber ich habe keinen Kranz, Vater, keinen Rosmarin, und den muß ich haben. Guter Vater, schaff mir einen Kranz! (leiser) aber zeig ihn ja Hennebergen nicht! er würde mir Dornen einflechten. (seufzt) Hier (aufs Herz deu-

tend)

tand.) hier hängt was, Vater, schwer, recht schwer! Es will mich zu Boden ziehen! (sich auf ihn stützend) Geh führe mich zu meinem Bräutigam, er wird mirs wegnehmen, was hier liegt. (setzt sich neben Urach auf die Erde, und nimmt seine Hand) Kalt! Eiskalt! Und so schwer! (läßt sie fallen) Willst du mir deine Hand nicht lassen, Urach? (schwächer) Gebt mir sie, ich bitt' euch! (Treuhold legt Urachs Hand in die ihrige) So! So! — Ist zur Hochzeit! (sinkt auf ihn hin.)

Kirmar (ihr den Puls fühlend.) Ich finde kein Leben an ihr.

Beatrix. Gott! Sie ist dahin! Das unschuldige Opfer der Liebe!

Der a. Steinheim. Erwine! Erwine! — Henneberg mußtest Du sie vermählen!

Henneberg. Ja, Steinheim, leg' sie mir auf die ganze niederdrückende Last deines Jammers! Hier wüthen nur die Leiden der Liebe, laß mich auch fühlen den Schmerz des Vaters um sein Kind! Geht mir zusammen alle eure Leiden, geht mir sie, ich will sie festhalten in meinem Herzen, ihre Stacheln schärfen mit jedem Tage, daß keine Zeit sie abstumpfe! (fällt in tiefes Denken.)

Der a. Steinheim. Herr! Du haſt deine Hand auf mich gelegt, und ſie iſt mir ſchwer worden!

Henneberg. Ich, Steinheim, habe den Greul in dein Haus gebracht, und kann ihn nicht tilgen; aber dafür leiden. Ich bin Urachs Mörder, Erwinens Mörder, und die Geiſel deines Hauſes! Das ſoll hier nagen, ſo lang Leben in mir iſt. Der ſoll kein Recht mehr haben an den Freuden der Welt, der ſolch Unheil um ſich her verbreitet hat. Abgeſtorben der Welt, will ich in einem Kloſter lebendig-todt ſeyn, und nur leben, um zu leiden. Ich lege meine Würden nieder, und Dir, guter Friedrich, dem ich, ohne die Fügung des Himmels, ſoviel zu danken haben ſollte, ſchenk' ich meine Güter. Aber Du, ehrwürdiger Alter, was vermag ich für Dich? Erſatz? — Bey meiner Ehre! Hätt' ich für mich einen, ich gäb' ihn Dir! Klage, heule über mich — nur fluche mir nicht! Selbſt Gottes Fluch geht nur über den Boshaften: und er ſey mein Zeuge, daß nie Arges gegen einen von euch in mir war!

Fr. Steinheim. Bleib bey uns, Bruder!

die

die Zahl der Edlen iſt klein unter den Menſchen; mach ſie nicht kleiner!

Der a. Steinheim. Henneberg, ich fühl' an Dir, was ich oft fühle bey den Leiden, die Gottes Hand mir zumaß. Ich litt', und konnte nicht murren wider den, der mich leiden ließ. Ich habe mir ſelbſt mehr zu verzeihen, als Dir. Ich knüpfte, was Du zerſchnittſt. Laß mich trauren mit Dir! — Mein Herz litt der Wunden viele, und — ſie wurden Narben: meine grauen Haare ſind mir Bürgen, daß dieſe Wunde nicht mehr zur Narbe werden wird. — Komm; unſere ſpätſten Enkel ſollens erfahren, daß es einſt ein deutſches Weib gab, deſſen Herz eher brechen, als für einen zweyten Mann ſchlagen konnte! — Und Schande, hohe Schande Ihnen, wenn ſie nicht weinen um ſo ein Weib!

Stanford University Libraries
3 6105 015 309 607

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305